

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Steuerpolitik. Von Karl Dentz	361
Waffen. Von Cornelius Gurlitt	370
Hoffnung. Von Theodor Suse	379
Der Traum. Von Hannu Groeger	341
Persie. Von Christian Wagner	366
Kaisermandat. Von Felix Salten	387
Haasse. Von Labou	391

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8, Französischestr. 14.**
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beteilung zu
zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Hotel Esplanade

Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
— Restaurant im vornehmsten Stil —
Grill-room **Five o'clock tea**

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant.

Friedrichstrasse 67,
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Continental
bester
Pneumatic

Mädler's Patent-Koffer

Reize-Artikel

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
Fleischstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 11. September 1909.

Steuerpolitik.

Die Betrachtungen über Konsum und Kapital im fünfundzwanzigsten Heft der „Zukunft“ haben mir vom Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, Herrn Dr. Friedrich Bendigen, einen liebenswürdigen Brief und drei Brochuren eingetragen, deren Verfasser er ist. Ueber die eine: „Die Reichsfinanzreform ein nationalökonomisches Problem“, hatte die Schlesische Zeitung kurz berichtet und an deren Referat hatte ich angeknüpft. Es hieß darin, der Verfasser habe gerügt, daß die bisherige Steuergesetzgebung den Konsum zum Nachtheil der Kapitalbildung begünstigt „und möglichst freigelassen habe“, was ich eine arge Uebertreibung nannte. Ich überzeugte mich nun durch die Lecture der Schrift davon, daß die Worte „und möglichst freigelassen“ darin gar nicht vorkommen. Ich überzeugte mich ferner davon, daß Dr. Bendigen Recht hat, wenn er mir schreibt: „Ich glaube, daß wir einander viel näher stehen, als Sie bei der Abfassung Ihres Artikels geahnt haben.“ Der Herr Bankdirektor erkennt die Bedeutung des Konsums für die Produktion vollauf an. Er schreibt: „Im Uebrigen darf wohl einmal daran erinnert werden, daß die Sparsamkeit nur eine relative Tugend ist. Es ist nicht schwer, sich die üble Wirkung zu vergegenwärtigen, die eine allgemeine und übertriebene Sparsamkeit auf Produktion, Güterabsatz, Lohnverhältnisse, Arbeitsmarkt zur Folge haben würde. Nicht auf der individuellen Sparsamkeit beruht der nationalökonomische Fortschritt, sondern auf der Wirtschaftlichkeit der Gesamtheit, also auf dem richtigen Gleichgewicht von Produktion, Verbrauch und Ersparung.“ Und in Beziehung auf unsere Steuernoth schreibt er: „In Frankreich freilich wäre die Wahl zwischen direkten und indirekten Steuern anders zu treffen. Bei der fast krankhaft gesteigerten Sparsamkeit in Haushalt und Kindererzeugung müßte eine weise Regierung das gelähmte Wirtschaftsleben durch Verbilligung des

Konsums und Besteuerung des Kapitalwachses anzuregen und zu bestreuen suchen. Also nach der wirtschaftlichen Lage der Nation muß man zwischen den verschiedenen Besteuerungsmöglichkeiten wählen.“ Das erste der beiden Citate ist der Schrift „Die Ueberschußsteuer“ entnommen. Bendigen begründet darin seinen Vorschlag, in Hamburg die genannte Steuer einzuführen, deren Wesen man aus dem § 1 des von ihm ausgearbeiteten Entwurfes erkennt: „Die Ueberschußsteuer wird von physischen Personen mit Drei vom Hundert von dem Theil des Einkommens erhoben, der den Verbrauch des letzten Jahres um mehr als 3000 Mark übersteigt.“ Daß ich seiner Forderung, die Reichsfinanzen hauptsächlich auf Tabak und Alkohol zu gründen, von ganzem Herzen beipflichte, habe ich bereits gesagt. In der Schrift über die Reichsfinanzreform widerlegt Dr. Bendigen sehr schön den Einwurf gegen eine hohe Besteuerung der beiden Gegenstände des Massenluzus, daß sie den Verbrauch vermindern und demnach zwar den moralischen Zweck erfüllen werde, wegen dessen sie von Manchen empfohlen wird, den erwarteten Steuerertrag aber eben darum nicht abwerfen könne. Dr. Bendigen glaubt (und sehr wahrscheinlich hat er damit Recht), daß beide Zwecke erfüllt werden würden. Die Männer würden für Tabak und Alkohol genau so viel Geld ausgeben wie bisher, nur eben in Quantität oder Qualität weniger dafür bekommen (was, meine ich, gar kein Unglück wäre). „Die Differenz erhält das Reich.“ Und er berechnet die Differenz, die sich heraus schlagen ließe, auf 900 Millionen. Stimmt seine Rechnung, so wäre das Reich mit einem Schläge aus allen Verlegenheiten heraus, wenn nur irgendeine Mehrheit den Muth hätte, den von der Wuth der Interessenten drohenden Mandatenverlust zu riskiren. Denn daß nicht Sentimentalität, wie Dr. Bendigen glaubt, sondern lediglich die Rücksicht auf die Wähler die Reichsboten in allen solchen Fragen bestimmt, davon bin ich fest überzeugt. Als ich las, daß sie von den 77 Millionen, die der Tabak bringen sollte, 34 abgehandelt haben, wurde mir übel.

Wir stehen einander also nicht allein nah, sondern stimmen in allem Grundsätzlichen vollkommen überein, da ich ja selbstverständlich die Bedeutung des Kapitals in der heutigen Wirtschaftsordnung eben so anerkenne wie Dr. Bendigen die des Konsums. Meine Abweichung von ihm beschränkt sich auf zwei Punkte. Der eine ist rein formeller Natur. Dr. Bendigen pflegt das Objekt unserer Differenz Sparkapital zu nennen, ich aber finde diese Bezeichnung irreführend. Er sagt selbst, daß er bei den Summen, von denen er glaubt, daß wir sie brauchen, nicht an die paar in den Sparkassen festgelegten Milliarden der kleinen Leute denkt. Dieses Sparkapital ist wirklich durch Sparen im gebräuchlichen Sinn des Wortes entstanden: dadurch, daß man nicht nur auf bescheidenen Luxus und Komfort verzichtete, sondern mitunter sogar das Nothwendige entbehrte. Aber die Leute, die das an den Börsen umgetriebene

Kapital zusammenbringen, haben mit der von den Sozialdemokraten einst verspotteten Sparagoge Eugen Richters wirklich keine Ähnlichkeit; ihr „Sparen“ besteht nur darin, daß sie nicht ihr gesamtes Einkommen verbrauchen, was sie nur könnten, wenn sie einen ganz wahnsinnigen Luxus trieben oder ihren jährlichen Ueberschuß verschenken wie Mr. Carnegie, den es so viele Mühe kostet, seine Millionen an den Mann zu bringen. Das kapitalreichste Volk Europas, das englische, zeichnet sich durch keine Tugend weniger aus als durch die der Sparsamkeit. Schon Adam Smith hat sich darüber gewundert, daß seine Landsleute trotz Schlemmerei und Lüderlichkeit immer reicher werden, und alle neuren Beobachter des englischen Volkslebens stimmen darin überein, daß die Engländer aller Einkommensstufen keine Freunde vom Sparen sind. Der Altersversicherung der Arbeiter widerstrebt man, weil sie den Sparzwang bedeutet, wobei freilich hauptsächlich der dem Engländer verhaßte Zwang betont wird, die Abneigung gegen das Sparen aber sicherlich mit im Spiel ist. Ich ziehe darum die von Rodbertus eingeführten Bezeichnungen vor und unterscheide vom Realkapital den Kapitalbesitz; und sofern ein Theil des besessenen Kapitals nicht investirt ist, wie der Oesterreicher sagt, sondern in der Form von Geld und Geldsurrogaten zurückbehalten wird, nenne ich dieses einfach Geldkapital. Dieses Geldkapital nun ist nichts Anderes als das Recht, über so viele Güter und Arbeitskräfte zu verfügen, wie für seinen Nominalbetrag zu bekommen sind. So weit dieses Recht in großem Umfang einem einzelnen Besitzer zusteht, nenne ich solches Kapital mit Marx akkumulirtes Kapital oder Kapitalanhäufung.

Nun entsteht die Frage, in welchem Umfang diese Kapitalanhäufung nützlich und nothwendig ist und bei welcher Grenze sein Nutzen in Schaden umschlägt. Daß es eine solche Grenze giebt, erkennt ja auch Dr. Bendigen an, wie erwähnt worden ist. Die Differenz zwischen uns besteht nur darin, daß er behauptet, wir hätten in Deutschland noch lange nicht genug Geldkapital, während ich Das allermindestens bezweifle. Seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt, obwohl sie mich auf manchen Umstand aufmerksam gemacht haben, den ich bisher übersehen oder nicht genügend beachtet hatte. So: daß wir allein zur Beherbergung des jährlichen Volkszuwachses alljährlich einer weiteren Milliarde bedürfen. Sachverständigere mögen entscheiden, ob diese Milliarde vollständig flüssig sein muß; aber die Berechnung wird stimmen, vorausgesetzt, daß die Milliarde, falls wir sie haben, auch wirklich für diesen Zweck verwendet wird. Und hier nun erhebt sich gleich ein Bedenken. Der naumburger Arzt und Stadtverordnete Dr. Schiele, der die Bodenbesitzreformer so energisch bekämpft, erörtert auch die allgemein bekannte Thatsache, daß für das Wohnungsbedürfniß der Reichen reichlich, für das des Mittelstandes ausreichend, für das der Unterklasse, die doch das Gros des Bevölkerungszuwachses

liefert, sehr ungenügend geforgt wird. Nur indirekt geschieht für diese Klasse in den Städten Etwas dadurch, daß die vornehmen Familien, die früher in der inneren Stadt wohnten, in die schönen Häuser der neuen Stadttheile ziehen, wodurch die leer gelassenen Wohnungen der inneren Stadt im Preise gedrückt und für ärmere Miether frei werden. Im südwestlichen Deutschland, berichtet Schiele, stehe es in dieser Beziehung besser, weil dort noch das Kleinunternehmertum vorherrsche: der mittlere, der kleine Bürger lasse sich vom kleinen Architekten oder vom Maurer- und Zimmermeister ein Haus bauen, das er selbst bewohne und in das er einen oder ein paar Miether gleichen oder noch geringeren Standes aufnehme. Nun erdrückt aber bekanntlich das große Unternehmertum das kleine und das Großkapital erzeugt das Großunternehmertum. Also ist sehr unwahrscheinlich, daß durch stärkere Akkumultierung, durch stärkeres Anwachsen des Großkapitals für die Behrbergung unseres Volkszuwachses besser geforgt werden würde. Das Großkapital fragt nicht nach den Bedürfnissen des Volkes, sondern nur danach, wie es auf die bequemste Weise den höchsten Zins erlangen könne; und dieses Streben führt sehr oft zu Verwendungarten, deren volkswirtschaftlicher Nutzen zweifelhaft, und sogar auch zu solchen, deren Verderblichkeit zweifellos ist. Nehmen wir ein englisches Beispiel (nur deshalb, weil es bekannt ist): die Sunlight Soap. Ich schätze die Gebrüder Lever, die für ihre Arbeiter ein Paradies geschaffen haben, sehr hoch, aber ich sage mir: Ueber ein wie ungeheures Kapital müssen diese Herren, ihren Reklamekosten nach zu urtheilen, verfügen! Und ich sage mir ferner: Ich brauche ihre Seife nicht, und wenn ich sie gebrauchte, so würde Das meiner Gesundheit und meinem Behagen nicht den mindesten Zuwachs bringen; und die ungeheure Mehrzahl der Menschen würde das Selbe sagen, wenn sie nicht so schwach wäre, sich durch Reklame beschwagen zu lassen. Diese großen Seifenfabrikanten verwenden also ihr Kapital (abgesehen von ihrer Arbeiterfürsorge) auf überflüssige Dinge. Das heißt: überflüssig ist nur die Etikette; Seife an sich ist ja nothwendig; es ist nur gleichgültig, ob man die Seife des kleinen Seifensieders oder die eines Großunternehmers kauft, der einige Tausend kleiner Seifensieder erdrückt. Und nun nehme man dazu die Großfabrikanten von weniger nützlichen und nothwendigen Dingen (wie vernünftig war der Gedanke einer Parfuumsteuer!) und von schädlichen Dingen wie von Schundliteratur, und berechne sich, wie viele Milliarden Kapital wir übrig haben! Auf Kapitalmangel führt Dr. Bendigen gleich Anderen die vielbellagte, die Produktion hemmende Geldklemme der letzten Jahre zurück. Rudolf Eberstadt ist anderer Meinung. Er hat schon vor acht Jahren in seiner Schrift „Der deutsche Kapitalmarkt“ nachzuweisen unternommen, daß nicht die Industrie, sondern die Spekulation dem Markt das Geld entziehe. Er berechnet, daß von den im Zeitraum 1896 bis 1898 in Deutschland durch Emissionen

aufgebrachten Summen der Industrie, dem Handel und dem Gewerbe nur 25, dagegen 75 Prozent als Kursgewinne den Spekulanten zugeflossen seien, und schließt aus seinen Berechnungen, „daß die Störungen unseres Marktes auf eine Ablenkung und Aufsaugung des Kapitals durch unproduktive Zwecke [schlechtes Deutsch!] zurückzuführen sind.“ (Ich kenne keine Schrift nur aus den Citaten in dem Buch „Erwerb und Einkommen im Zukunftsstaat“ von Emanuel Perwolf, dessen halbsozialistische Forderung einer gesetzlich festzulegenden oberen und unteren Einkommengrenze ich nicht billige.) Wenn man weder selbst Geschäftsmann ist noch mit Geschäftsleuten intim verkehrt, die Börse nur aus Büchern und Zeitschriften kennt, so vermag man natürlich nicht zu ermitteln, was an solchen Behauptungen Wahres ist. Aber da sich ein Mann wie Oberstadt Vergleichs doch nicht rein aus den Fingern saugen kann, so läßt man sich durch Klagen über Kapitalmangel vorläufig nicht rühren.

Ueber die Art, wie die amerikanischen Williardäre ihr Kapital aufgehäuft haben und wie sie es verwenden, ist ja wohl Jeder im Klaren. An Mr. Carnegie, der unermüdlich predigt, auch die größten Vermögen seien nichts als Arbeitsverdienst, hat Hesse-Wartegg in seinem Buch „Amerika“ (S. 100) eine Reihe von Gewissensfragen gerichtet; und von Harriman, der jetzt der größte der Eisenbahnkönige sein soll, scheint es nach einer biographischen Skizze, die ich jüngst las, festzustehen, daß er sein ungeheures Vermögen nur durch Spekulation angehäuft, auch nicht den kleinsten Theil in produktiven Unternehmungen erworben hat.

Warum soll nun die Steuerpumpe nicht auch solche Spekulationsgewinne erfassen, an denen es doch wohl auch in Deutschland nicht ganz fehlt? Ich bin mit Dr. Schiele, dessen Rententheorie ich übrigens nicht annehme, darin einverstanden, daß es nicht die Bodenspekulation ist, was die Wohnungen vertheuert, sondern daß es die Bereitwilligkeit der sich auf kleinen Raum zusammendrängenden Menschen zur Zahlung hoher Miethpreise ist, was den Bodenwerth schafft und die Grundstückspekulation rentabel macht. Die Berliner brauchen nur auszuwandern, um ostpreussische Heiden oder die westafrikanischen Diamantensfelder zu kolonisiren: und der Boden der Friedrichstraße wird wohlfeiler als Kartoffelacker. Aber warum man, mag auch Damaskus's Theorie falsch sein, seine Werthzuwachssteuer nicht einführen soll, mit der sich immer mehr Kommunen befreunden, sehe ich nicht ein. Wenn jeder Arbeitsverdienst versteuert wird: warum soll da gerade der Konjunkturgewinn frei bleiben? Wenn der Beamte, dessen Einkommen bekannt ist, wenn der Angehörige der „freien“, mehr oder weniger vogelfreien Berufe, der sich im Gewissen verpflichtet glaubt, sein Einkommen wahrheitsgetreu anzugeben (reiche Leute scheinen ein weiches Gewissen zu haben; freilich mag auch die Schätzung des Reinertrages bei einem komplizirten Großbetrieb schwieriger sein als bei Unserem; den Großgrund-

besitzer, der zur Qual seines patriotischen Herzens dem Staate nur mit sechs Mark unter die Arme greifen kann, weil ihm die zwei Oberförster, die er zu besolden hat, nicht mehr als neunhundert Mark übrig lassen (hoffentlich schicken ihm die Unterförster wenigstens ein paar Hasen in die Küche), und den frankfurter Millionär, der gar nichts zahlen kann, weil er gar kein Einkommen hat, überlasse ich den Wigblättern), also wenn der Gymnasiallehrer, der Arzt, der Publizist jede Mark seines in hauer Arbeit verdienten Einkommens versteuern muß, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch der Spekulationsgewinn versteuert werden soll. Daran denkt ja kein Vernünftiger, ihn ganz hinwegzusteuern und dadurch die Spekulation zu töten, die wir als eine Triebkraft und einen Regulator unserer Wirtschaftsmaschine nicht entbehren können. Aber wenn der geistige Arbeiter nicht aufhört, zu schuften, trotzdem ihm von seinen viertausend Mark Arbeitsverdienst Staat, Kreis und Kommune beinahe dreihundert Mark abnehmen, so wird der Spekulant nicht aufhören, zu spekulieren, wenn er von seinen zwanzig Millionen eine pro patria opfern muß.

Ja, sagen die Herren von der Linken und vom Hansabund, die Steuern, die man der Börse auferlegt hat und noch weiter aufzulegen gedenkt, treffen nur leider gar nicht die Spekulanten, sondern die Industrie; und der Herr Geheimte Kommerzienrath Kirdorf hat uns jüngst vorgerechnet, daß deren Verdienst nächstens wirklich weggesteuert sein wird. Er wird sich nicht darüber wundern, wenn seine Berechnungen keinen durchschlagenden Erfolg erzielen. Daß jeder Berufsstand, dem eine neue Last aufgebürdet werden soll, seine Unfähigkeit, sie zu tragen, mit Zahlen beweist und daß er sie dann doch ganz leicht trägt, ist ein so alltäglicher Vorgang, daß sich der Staatsbürger daran gewöhnt hat, solche Berechnungen nicht tragischer zu nehmen als die Vertheuerung der Gattin, sie habe nichts anzuziehen. Natürlich bleibt jeder Verdacht einer mala fides ausgeschlossen. Es ist nur eben eine alltägliche Erfahrung, daß zwei Leute, die von zwei entgegengesetzten Seiten einem solchen Rechenproblem zu Leibe gehen, sehr verschiedene Ergebnisse herausbekommen und daß Jeder von Beiden überzeugt ist, seine Berechnung sei die richtige. Aber wenn wir Anderen von Rotirungssteuer und Vergleichen nichts verstehen (für mich kann ich Das beschwören; was jedoch die Herren Konservationen betrifft: sollte von Denen nicht doch Mancher einen Blick hinter den Vorhang gethan haben? Der Vater Bloek soll ja mal böse hineingefallen sein), dann ist es die Pflicht der Sachkundigen, der Linken von Singer an bis in die Reihen der Volkspartei hinein (man erinnere sich des Beutezuges, der im Septennatsummel 1887 nach dem Messerschneideartikel der „Post“ unternommen worden ist), der Regierung Vorschläge zu machen. Denn daß es unmöglich sei, die Spekulationsgewinne zu fassen, ohne die Industrie zu schädigen, glaube ich einfach nicht. Also die Sachverständigen mögen den richtigen Modus beschreiben.

Da zwei der mir zugegangenen Brochuren des Herrn Bankdirektors Bendigen den Anlaß zu diesen Erörterungen gegeben haben, muß ich doch auch die dritte erwähnen, obwohl sie unser Thema nicht unmittelbar berührt. Sie ist „Das Wesen des Geldes“ betitelt, erklärt dieses in der Hauptsache so wie ich und enthält über die Natur des Waarenwechsels, das Kreditrecht des Produzenten und die diesem entsprechende Geldschöpfungspflicht des Staates einen Exkurs, der von den Rationalökonomien studirt zu werden verdient. Wenn jedoch Dr. Bendigen, ohne einen leichtsinnigen Angriff auf unsere Goldwährung befürworten zu wollen, von dem er vielmehr dringend abräth, die „staatliche Theorie des Geldes“ von Georg Friedrich Knapp als richtig nachzuweisen sucht, der das Edelmetall für entbehrlich erklärt, so kann ich ihm darin nicht folgen. Was ihm als neue Offenbarung erscheint, ist weiter nichts als der alte Irrthum der Bankpraktiker, die, weil sie beinahe Alles mit Papier besorgen, sich leicht einbilden, es gehe ganz ohne Metall. Freilich geht es im innerstaatlichen Verkehr, aber es geht nicht im interstaatlichen. Den schlagendsten Beweis dafür hat, wie Helfferich zeigt, Rußland geliefert, das beim Friedensschluß Japan um die Frucht seiner Siege bringen konnte, weil Witte einen Goldschatz von 2450 Millionen gehäuft hatte, mit dem Rußland den Krieg noch zehn Monate hätte fortführen können, während Japans Mittel zu Ende waren. Welcher ausländische Lieferant hätte Armeebedarfnisse für ungedeckte Rubelscheine an Rußland verkauft? Und das Metallgeld ist Werthmesser! Daß es ohne diesen Werthmesser gehe, dafür bezeugt sich Dr. Bendigen, wie alle solche aus der Praxis hervorgegangenen Theoretiker, auf den österreichischen Papiergulden, der in der Zeit, da Oesterreich die Papierwährung hatte, Werthmaß gewesen sei. Ich aber frage, wie ich in meiner kleinen „Volkswirtschaftslehre“ gefragt habe, mit Anies: Was will man denn nach Beseitigung der Metallgrundlage auf so einen Zettel schreiben? Zehn Arbeitsstunden, wie die Sozialisten wollen? Da könnte man eben so gut zehn Hoho oder fünf Sasa darauf schreiben; dafür giebt kein Höckerweis einen Apfel. Oder zehn Brote? Ja, wie viele Ellen Weinwand, Pfund Kaffee, Liter Milch, wie viele Gartenkonzerte oder Tauben kriegt man denn für zehn Brote? Da lehren alle Verlegenheiten des Tauschverkehrs wieder, von denen uns die Erfindung des Geldes erlöst hat. Das Gold und vor seinem übermäßigen Preisfall auch das Silber hat im Verkehr ein nicht absolut, aber relativ festes Werthverhältniß zu allen Gütern und Leistungen erlangt, das es zum Werthmesser tauglich macht. Der Papiergulden konnte nur darum innerhalb Oesterreichs eine Weile Werthmesser sein, weil eben darauf gedruckt stand „Ein Gulden“ und weil Jeder noch den Silbergulden in der Erinnerung hatte, dessen Werth sich beim Fallen des Silberpreises zwischen einer und zwei Mark bewegte. Wäre diese Erinnerung vollständig geschwunden, so wäre der Papiergulden ein als

Werkmaß vollkommen unbrauchbares, ganz phantastisches Ding geworden. Daß bei der Schaffung von Münzen und Münzzeichen der Staat mit seiner „Proklamation“ mitwirken muß, versteht sich von selbst; aber auf dieser beruht nicht die Fähigkeit des Geldes, Werthmesser zu sein: diese Fähigkeit verleiht ihm ganz allein der Substanzwerth des Goldes. Das wirklich verwendete Quantum Gold mag noch so klein sein, es möchte ein einziges in irgendeiner Bank aufbewahrtes Zwanzigmark- oder Zwanzigfrankenstück sein: es trägt dennoch das ganze Riesengebäude unserer Geldwirthschaft. Daß an dem kostspieligen Material des Wages möglichst gespart werden müsse, hat schon Adam Smith gelehrt; und darum hat die Welt mit dem Ersatz des Metallgeldes durch Banknoten, Check- und Giroverkehr nicht auf Knapps Theorie gewartet, deren Darstellung (ich habe sein Buch nicht gelesen) ja vielleicht recht interessante und beachtenswerthe Wahrheiten enthält.

Einen Artikel aus dem Jahre 1905, „Der soziale Gedanke und seine Uebertreibung“, hätte Dr. Bendigen in diesem Frühjahr noch einmal veröffentlichen sollen. Er beginnt mit den Sätzen: „Im Reichstag hat ein Centrumredner den Gedanken angeregt, die Erbschaftsteuer für die ganz großen Vermögen auch auf Kinder und Ehegatten des Erblassers auszuwehnen. Es macht nicht den Eindruck, als ob es sich hier nur um eine im Fluß der Rede entstandene Improvisation handle; vielmehr scheint der Redner sich der Unterstützung seiner Partei versichert gehalten zu haben. Der Parlamentsbericht verzeichnet hierzu keine Aeußerung der Zustimmung oder des Mißfallens aus den Reihen des Hauses. Der Vorfall ist im höchsten Grade charakteristisch und sollte nicht gleichgiltig übergangen werden. Er ist bezeichnend für den Tiefstand des Gerechtigkeitsgefühls, den die Oeffentliche Meinung unserer Tage in Steuerfragen bekundet. Hat denn der Redner, der, nebenbei bemerkt, als Hüter von Recht und Gerechtigkeit eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich hat, kein Gefühl für die tiefe politische Unsitlichkeit seines Vorschlages? Ist das öffentliche Gewissen bereits so verwahrlost, daß Vorschläge zur willkürlichen Plünderung der Reichen aus bürgerlichen Kreisen heraus erhoben werden können, ohne mit Entzückung zurückgewiesen zu werden?“ Das ist in doppelter Beziehung interessant, weil sich Dr. Bendigen zum Liberalismus bekennt, dessen berufene Vertreter diese Art Steuer jetzt so leidenschaftlich gefordert haben, und weil sie gerade das Centrum zu Falle gebracht hat. Da ich die Erbschaft- oder Nachlasssteuer, die ja doch nächstens wiederkommen wird, erwähnt habe, mag noch eine zweite oder eigentlich dritte Gorda angehängt werden. Paul Heile kritisiert im Juliheft von Schmollers Jahrbuch den Entwurf der Verbündeten Regierungen und findet mit Hilfe eines großen statistischen Apparates, daß der Protest der ostelbischen Großgrundbesitzer gegen diese Kränkung des Familiensinns hochkomisch sei, weil bei ihnen (ausgenommen in Schlesien und Brandenburg, wo der Fidei-

kommen vorherrschte) die Güter sich gar nicht mehr vererben, sondern bei Lebzeiten des Besitzers freihändig verkauft oder subhastirt werden; daß die vorgeschlagene Nachlasssteuer die Bauern des Westens, bei denen das Anerbengericht gilt, schwer schädigen würde; daß sie jedoch der Verbesserung fähig sei und in verbesserter Form die Bauern des Ostens zum Anerbengericht erziehen könnte, das keineswegs eine Bethätigung des Familiensinns bedeute, vielmehr eine Opferung des Familiensinns im Interesse der Landwirthschaft und des Staates. Dabei wird noch gezeigt, daß ohne Anerbengericht alle zum Heil der Landwirthschaft getroffenen Maßregeln nur Privilegien seien „für eine Klasse von Besitzern, die die Bedeutung der Landwirthschaft für den Staat zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuten und mißbrauchen.“

Reisse.

Karl Zentisch.

Der Staat ist für mich die Anstalt, die das Allen Nothwendige oder vielleicht schon das Allen Wünschenswürdige, wann es von Einzelnen oder einer Gruppe Einzelner nicht zu beschaffen ist, mit den Mitteln Aller zu Stande bringt. Da Niemand gern Steuern zahlt und es jedenfalls Unrecht ist, mehr Steuern zu verlangen, als nothwendig, und Unrecht, sie in einer unangenehmen Art zu verlangen, so ergiebt sich für den Staat, daß er sein Vermögen fortwährend so viel wie möglich vermehren muß, um der Steuern thunlichst entzathen zu können; daß er die Steuern in der am Wenigsten drückenden Form zu erheben hat; daß er sinnen wird, das Wiederkehren der Ausgaben auf das geringste Maß zu beschränken. Wer genießt, hat die Kosten des Genusses zu zahlen, es wäre denn, daß man ihn als Gast oder als Bettler ansähe. Sogenannte Arme nicht irgendwie zu den Steuern heranziehen, heißt, sie für Lumpen erklären. Wer einen Armen für einen Lumpen erklärt, darf sich nicht wundern, wenn er einen Lumpen findet. Der Reiche trägt einen Abzug von seiner Einnahme (ein solcher ist jede Steuer) leichter als der Arme. Doch kann der Staat auf leichtere oder schwerere Erträglichkeit seiner Steuern nicht Rücksicht nehmen; so wenig, wie das Vaterland darauf rücksichtigt, ob durch einen Krieg die letzten Sprossen einer alten Familie, ob alle Freude eines Elternpaares hinweggerafft wird. Der Staat kann Dies schon darum nicht, weil alle individuellen Verhältnisse ihm unbekannt bleiben: er selbst ist unpersönlich und hat für Personen kein Verhältniß. Eine Einnahme von sechstausend Mark ist für den Einen nach Lage der Dinge sehr viel, für den Andern sehr wenig, ohne daß der Staat jemals erfahren wird, wie viel und wie wenig sie ist. Der wahre Werth eines Vermögens (Das heißt: einer Rente) und eines Dienstheinkommens gehört eben so zu den Unponderabilien, wie der wahre Werth einer Bildung zu ihnen gehört. Ich vermag den Eingeweihten der Wortführer unseres politischen Lebens gegen eine Besteuerung der Nahrungsmittel nicht zu theilen. Die indirekten Steuern können nirgend anders hingelegt werden als auf Gegenstände allgemeinen Verbrauchs. Als solche bieten sich aber nur die Lebens- und die gebräuchlichsten Genußmittel. Reich, Provinz, Gemeinden sind gehalten, nicht bloß ihre Steuer- und Stempelkraft, sondern auch ihr Vermögen jährlich nach Kräften zu vermehren: durch Sparen und durch Erwerb neuer Vermögensobjekte. (Paul de Lagarde.)

Watteau.*)

Das Leben Watteaus ist schnell zu erzählen: ihm fehlen ganz die dramatischen Augenblicke, die schwierigen Verwickelungen.

Geboren ist er als Sohn eines anscheinend nicht ungebildeten Dachdeckermeisters in Valenciennes, getauft am zehnten Oktober 1684. Mit zehn oder elf Jahren kam er in die Lehre zu dem Altmeister der dortigen Malerkunst, Jacques Albert Géricin. Ueber Diesen wissen wir herzlich wenig. 1702 zog Watteau nach Paris, wie erzählt wird, in Begleitung eines aus der selben Stadt stammenden Theatermalers. Watteau arbeitete eine Weile bei einem gewissen Métayer, der billige Kopien für den Handel durch zahlreiche Gesellen herstellen ließ. Das war Brotarbeit, die zwar schlecht bezahlt wurde, aber sicher nicht ohne Einfluß auf die handwerkliche Tüchtigkeit blieb. Bald wurde der vielseitige Claude Gillot auf Watteau aufmerksam, der unerkennbar auf den um elf Jahre jüngeren Freund einen starken Einfluß ausübte. Namentlich brachte er ihn dem Theater nah, eben so wie der Ornamentmalerei; und somit auf einen Weg, auf dem er schnell Anerkennung fand. Er malte nun Staffeleibilder, aber auch Füllungen für die Salons reicher Leute, half wohl auch gelegentlich Gillot an dessen Dekorationsarbeiten für die pariser Oper. Dort lernte er auch den sechs Jahr jüngeren Nicolas Lancret kennen, der bald neben ihm einen geachteten Künstlernamen sich erwarb. Beide verließen zusammen die Werkstatt Gillots, setzten sie sich zu geistig selbständigen Künstlern entwickelt hatten.

Watteau trat nun in Beziehungen zu Claude Andran, einem Mann, der mitten im Kunstleben von Paris stand. Er war Inspektor des Luxembourg-Palais und als solcher Aufseher über die dortige Bildergalerie; er war dabei Mitglied einer weitverzweigten Künstlerfamilie und selbst ein anerkannter und anregender Meister, namentlich in der dekorativen Malerei. Dazu bot er Watteau die Gelegenheit, die Malereien kennen zu lernen, die für die pariser Kunst jener Zeit als klassisch galten: die der großen Niederländer und Venezianer. Ziel dieses Studiums war außerdem, die Würde eines Akademikers

*) Geheimrath Gurliitt, dem wir die schöne Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, die werthvollen Arbeiten über Barock und Rokoko, über Schläuter und Burne Jones, über die englischen Portraitskizzen, über die großen Gegenstände der Baukunst verdanken und der seit dreißig Jahren bemüht ist, die Landeskunde sehen und Kunst empfinden zu lehren, giebt im Verlag von Julius Barb eine Sammlung von Handzeichnungen Watteaus heraus, auf die sich die Kenner schon lange freuen. Das Werk wird fünfundfünfzig absolut getreue Reproduktionen nach Zeichnungen Watteaus bringen; jeder wird eine Notiz Gurliitts angefügt sein. Der Aufsatz, mit dem er diese ersuchte und so lange entbehrt Publikation einleitet, wird hier veröffentlicht.

zu erlangen. Um sie zu erreichen, scheint Watteau 1709 als Schüler in die Akademie eingetreten zu sein. Er war damals fünfundsiebenzig Jahre alt. Bei dem Wettbewerke, der in diesem Jahr stattfand, erhielt er unter fünf Malern den Zweiten Preis: die Akademie forderte, daß unter Klausur ein Bild mit einem von ihr festgestellten Inhalt gemalt werde. Daß die kläffisch gestimmten Preisrichter in der biblischen Darstellung, die Watteau lieferte, den tüchtigen Künstler erkannten, wirft ein gutes Licht auf ihr Urtheilsvermögen. Watteau selbst und seine Freunde scheinen weniger günstig von der Arbeit gedacht zu haben. Unter den zahlreichen Stichen nach seinen Arbeiten und Skizzen finden wir keine nach diesem Bilde. Auch die Freunde Watteaus waren damals noch keineswegs über seine Bedeutung als Maler klar. Andran, sein Lehrer und Freund, rath ihm ab, Bilder zu malen. Dagegen kaufte ihm der Kunsthändler Sirois Einiges ab. Watteau hatte Paris satt; er wollte wieder nach Valenciennes zurück.

Das that er denn auch. Aber wie es Denen so oft geht, die an Heimweh leiden: die Vaterstadt konnte ihn nicht fesseln. Es waren die Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges. Im Jahr vorher war die Schlacht bei Oudenarde verloren worden, 1709 folgte die Niederlage bei Malplaquet; die Verbündeten belagerten das nahe Mons; die Lust roch nach Pulver und Leichen: für die Kunst war hier kein Platz. Auch in Paris mochte sich der Wechsel der Lage zu Ungunsten Frankreichs geltend gemacht haben. Die Künstler spähnten nach anderweiten Bestellungen. In Valenciennes hielt Kurfürst Joseph Clemens, der bayerische Erzbischof von Köln, sein Hoxlager; Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern dürfte auch in der Nähe gewesen sein; Beide in Reichsacht, doch besorgt für das Kunstleben ihrer Hauptstädte. Damals wurde der junge François Guoilliers, der spätere Führer der Architektur Münchens, der nah bei Valenciennes geboren wurde, von dem Bayernfürsten entdeckt und mitgenommen; und manche Andere mehr. Mehrfach nahmen sich deutsche Fürsten junger Wallonen an und sendeten sie zur weiteren Ausbildung nach Paris, um sich später ihrer Kunst in der Heimath zu erfreuen. Die Bilder, die Watteau hier malte, Kriegs- und Vagerszenen, Staatshandlungen (Ludwig XIV. überreicht dem Herzog von Burgund einen Orden) und Vergleichen, sehen aus, als seien sie in der Absicht auf Broterwerb oder doch auf Anerkennung durch den Geschmack der großen Welt gemalt, die Watteau bisher fehlte.

Nochmals suchte der junge Maler diese Anerkennung bei der Akademie. Er sendete Bilder dort ein; und wieder fand er Verständniß. Charles de la Fosse erkannte ihren Werth, die Akademie wählte ihn zum Mitglied und überließ ihm, für das nach der Sagung einzureichende Aufnahmebild sich selbst den Gegenstand zu wählen: eine bisher unerhörte Vergünstigung. Watteau

war zurückgekommen, und er hat sich nicht mehr zurückgezogen, und zwar

mit seinem berühmten Bilde: Einschiffung nach Cythera. Und wieder erwies sich die Akademie als in hohem Grade verständnißvoll. Sie war gegründet zur Pflege jener „großen“ Kunst, wie die Zeit Ludwigs des Vierzehnten sie vor Allem schätzte. Sie gab Watteau, als ihrem Mitgliede, einen besonderen Titel, den des „Malers der galanten Feste“, und erkannte hiermit feierlichst die Kunst ihres neuen Genossen als gleichwerthig mit der ihrigen an, trotz ihrem dem Wesen der Akademie widersprechenden Inhalt. Alle Hochachtung vor dem Urtheil der Akademie!

Es gehört zum Rüstzeug gefinnungstüchtiger Kunstgelehrten, über die zopfigen Akademieprofessoren zu höhnen. So auch hier deshalb, weil Watteau kein Stipendium zu einer Reise nach Italien erhielt. Daß die Akademiker den damals achtundzwanzigjährigen, keineswegs berühmten Maler zu ihrem Mitglied unter so ehrenden Umständen machten, ist ein erster Beweis ihres guten Blickes; daß sie ihn nicht nach Italien schickten, ist der zweite, noch viel deutlichere. Was sollte Watteau in Italien? Es ist schwer auszubedenken, wie viel Frankreich dadurch verlor hätte. Denn unverkennbar war der junge Maler noch nicht in sich gefestigt. Die Akademie hielt eben den glücklicheren Bewerber für geeigneter zur Romreise. Er wird dort wohl klassische „Maschinen“ nach dem Vorbild des Direktors der Schule gemalt und sich daran künstlerisch verblutet haben. Durch die Weisheit der Akademie ist Watteau vor Rom gerettet worden. ✓

In Paris wurde er nun rasch bekannt. Einmal nur unternahm er eine größere Reise: 1719 war er in London, wo er in Beziehungen zu Dr. Richard Mead kam, einem zu jener Zeit sehr gerühmten Arzt, dessen Rath er vielleicht einholen wollte. In Paris bemächtigten sich seiner die Sammler und Kunsthändler.

Neben Sirois war dessen Schwiegersohn, der Kunsthändler Gerjaint, um ihn bemüht; dann der große Sammler Jean Baptiste de Julienne, der selbst als Künstler thätige Graf Philippe Claude Anne de Caylus und der große Bankier Pierre Crozat, der sich seit 1702 durch den Architekten Pierre Bullet ein Palais an der Place Vendôme bauen ließ: Watteau wohnte eine Weile dort und malte Decorationen für die Innenausstattung. Wie sein Verhältniß zu diesen Männern war, darüber haben wir nur einseitige Berichte. Jedenfalls litt er nun nicht mehr Noth. Aber eben so klar ist, daß er ein schlechter Geschäftsmann war, der aus seiner Kunst nicht nach Wunsch der Weltkundigeren den genügenden Vortheil zog. Er scheint wiederholt durch eigenwillige billige Verkäufe den Marktpreis seiner Bilder herabgedrückt zu haben, so daß ein großes „Geschäft“ mit seinen Arbeiten erst nach seinem Tode gemacht wurde. Jedenfalls haben diese Männer viel für Watteau gethan. Später rühmte sich Jeder der Freundschaft mit dem Meister. Jeder wollte ihn zuerst

gewürdigt und am Meisten gefördert haben, wie Das so mit Leuten geht, die im Umgang nicht eben bequem waren. Und Das gilt in Bezug auf Watteau.

Die großen Komiker der Bühne sind nur zu oft im Leben sehr ernste Leute. Eben so war der Maler der gesellschaftlichen Anmuth keineswegs selbst deren Muster. „Freigeistig, aber von anständigen Sitten“ nennt ihn Gersaint. Dazu war er ungeschlacht von Gestalt, nach den erhaltenen Bildern von wenig Geist im Ausdruck, ein Mann mit knochigem schlaffen Körper, großen Händen und Füßen.

Oft boten ihm die Freunde ihr Haus zur Wohnung an. Watteau blieb ledig und mag wohl nicht den geordnetsten Haushalt geführt haben. Aber immer wieder zog es ihn aus den Freundeshäusern fort. Man schalt ihn unstet und konnte nicht verstehen, warum er Crozats Hotel verließ und zu dem jungen valenciennner Maler Nicolas Bleughels zog. Er empfand wohl, daß die Kunstsammler und Händler bei bestem Willen nicht ganz uneigennützig ihm gegenüberstanden: sie wollten ihn malen lassen, damit recht viele Perlen aus seinem Pinsel träufeln. Der Vergleich zwischen der Liebe des Landwirthes zu seinem nutzbringenden Vieh ist wohl etwas zu hart gegen die Männer, die sich unmerklich vornehm und klug gegen Watteau verhielten. Aber er deutet den Grund an, warum der Maler immer wieder zu seinen Landsleuten floh. Sein Schüler war ein solcher, Jean Baptiste Vater, von dessen Vater, einem tüchtigen Bildhauer, Watteau ein treffliches Bildniß malte. Er wurde neben Lancret des Meisters gefährlichster Rivalen. Aber all diese Freundschaften hatten keine Dauer. Denn eifersüchtig sah Watteau, wie Andere, vom Glück Bevorzugte, ihm sein „Gente“ abguckten und wie sie verstanden, es den Parisiern noch mündgerechter vorzutragen.

Und dazu war er krank, krank wohl von Jugend an, durch die Jahre seines besten Schaffens zwischen Hoffnungen und dem Hinblick auf ein naheß Ende schwankend: Schwindsucht, das langsame Hinsiechen. Noch träumte er von einer Rückkehr nach Valenciennes, um in der Heimath Heilung zu finden. Seine Seele lebte noch dort im Hennegau, obgleich Freunde ihm nah von Paris, in Nogent sur Marne, einen Sommeraufenthalt geschaffen hatten. Am achtzehnten Juli 1721 hauchte er sein Leben in Gersaints Armen aus, noch nicht siebenunddreißig Jahre alt.

Es gehört zu den Stichworten der Kunstgeschichte, daß Watteau unter allen Künstlern nicht nur seiner Zeit der am Meisten französische Künstler ist.

Trotzdem ist wohl eine Besprechung dieses Tages nicht unangebracht. Von Geburt ist er allerdings französischer Staatsangehöriger. Denn Ludwig XIV. führte in eigener Person das Heer, das im März 1677 die Stadt Valenciennes eroberte. Der Friede von Nimwegen (1678) sicherte ihm diesen Besitz. In den Jugendjahren Watteaus mag der Bau der neuen Befestigung nach Toulans

System die wichtigste Umgestaltung in der Stadt gewesen sein. Die Bevölkerung war und ist wallonisch. Jean Froissart, der große Erzähler des fünfzehnten Jahrhunderts, war ihr berühmtester Sohn, wenn man von den Kaisern Balduin dem Reuten, Heinrich von Konstantinopel und Heinrich dem Siebenten von Deutschland absehen will. „Si aucun quiereit savoir, qui je suis, je m'appelle Jehan Froissart, natif de la bonne et franke ville de Valenciennes“, schrieb Dieser in eine seiner Chroniken. Seine Mitbürger setzten die Worte an den Sockel seiner Statue. Im sechzehnten Jahrhundert war die Stadt ein fester Halt für die Reformirten gewesen, die stärkste Stütze der Gueserie. Dann war sie unter Spaniens Herrschaft gekommen und mit dieser zum Katholizismus zurückgeführt worden. Sie dieser Herrschaft war Antwerpen; und Antwerpen war auch der geistige Mittelpunkt, dem Valenciennes zuneigte. Die Gewerbe, die hier blühten, Bildweberei, Spitzenklöppelei, weisen auf die Niederlande; die Bilder in den Kirchen waren Werke niederländischer Meister: Abraham Janssens, Crager, Martin de Vos, aber auch Rubens und Van Dyck. Das Leben in der Stadt war niederländisch: eine Mischung von kirchlicher Strenge und lauter Lebenslust. Man redete dort und redet noch heute einen scharf sich vom Pariserischen scheidenden Dialekt.

Sieht man die Nachrichten durch, die uns von Watteaus Leben erhalten sind, so erkennt man deutlich, daß er auch in Paris ein Wallone blieb, die stille Sehnsucht nach der Heimath im Herzen, der Heimath, die er bei seiner Rückkehr 1705 zwar stark verändert wiederfand, die aber noch in seinen Lebenskämpfen ihm als Ziel der Wünsche galt. Wir wissen nichts davon, daß er sich um das Getriebe der französischen Künstler in Paris gekümmert habe. Seine Malergenossen sind Valenciennes oder Burgunder, wie Billot und Andran; die Vorbilder, denen er in jungen Jahren nachseufte, sind die Meister von Antwerpen, vor Allen Rubens und neben Diesem die Venezianer, die er in der Galerie des Luxembourgs kennen lernte.

Die Größe des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und seine Bedeutung für Frankreich liegt darin, daß es Paris zum Mittelpunkt des geistigen Lebens machte. Für die Kunst heißt Dies die Enthronung von Antwerpen. Nun setzt der Zulauf frischer niederländischer Kräfte nach Paris mit voller Kraft ein: die Burgunder, die Lothringer, die Wallonen und Blamen geben sich dort ihr Stellbischen. Der Staat, die französische Kenner suchen nach einem Gesetz, nach den Regeln der Kunst. Sie schaffen die Akademien und öffentlichen Werkstätten, die feierliche „große“ Kunst, die blinde Verehrung für die Antike, das überwiegende Pathos des Ausdrucks. Die Einwanderer aus dem Osten schaffen Das, was lebenswarm, empfunden, künstlerisch an der französischen Kunst ist. Ludwig XIV. eroberte für Frankreich die Heimath französischer Kunst, denn die keltischen Landestheile erweisen sich als vollständig

unfruchtbar: kaum ein Künstler von Namen stammt aus dem Westen und Vorkämpfer des *bielagés*. Nur Paris, seit Jahrhunderten als Weltstadt eine Stätte, an der sich die Angehörigen vieler Volksstämme mischten, hält dem Osten die Wage als Künstlerheimath.

Große Kämpfe spielen sich aber an der Seine ab. Pariser sind der Architekt Claude Perrault, der Bernini aus dem Felde schlug, Charles Lebrun, der Organisator der Großen Kunst, Boileau der Gesetzgeber der französischen Dichtung, Lenoire, der die Natur durch seine Gartenkunst in gerade Linien zwang. Pariser ist Voltaire, der harte und scharfe Denker, der Mann mit kaltem Herzen und lebhaft empfindendem Kopf. Aber der Zug im Leben der Stadt, der über das Verstandesmäßige hinaus vollenbig wird, der stammt aus dem stetigen Zuwachs frischen Blutes aus dem Osten. Unter den pariser Kunstlern stritten die Anhänger des Rubens, De Piles an der Spitze, gegen die des Poussin, unter Felebiens Führung. Es war der Streit um die Reinheit und Abklärung in Zeichnung und Aufbau hier und um die Kraft des Tones und des Ausdrucks dort; der Streit der beiden Seelen in der französischen Kunst: dem verstandesklaren, nach Gesetzmäßigkeit ringenden, in den Vollkommenheiten der Form und Vornehmheit schwelgenden romanisch-keltischen Wesen und dem willensstarken, leichtlebigen, die Form überwindenden, weltfrohen romanisch-germanischen. Es lassen sich solche volksetymologische Darlegungen in engem Rahmen nicht ausführen; doch dürfte ohne Weiteres sich erkennen lassen, daß Watteau der edelste Vertreter nicht Frankreichs, sondern des Wallonenthumus ist, das damals eben zu gutem Theil Frankreich zugefallen war.

Das Handwerk ist überall der sicherste Boden für die Kunst. Colberts große That war die Belebung alles handwerklichen Schaffens mit den Mitteln des Staates. Das, was die Niederlande zu seiner Zeit Frankreich voraus hatten, übertrug er mit Hilfe von Staatswerkstätten nach Frankreich: die Weberei, die Tappetwirkerei, die Seidenindustrie, die Töpferei und mit ihr die Nachahmung Japans und Chinas, die Möbelschleiere; all Das blühte im Osten. Sieht man die Reihe der Meister durch, die in Paris als Kunsthandwerker zu Namen kamen, so erkennt man sehr bald das Ueberwiegen des Ostens. Eben so in der Kunst der Ornamentisten. Die klassisch strengen, in den feierlichen Linien Lebruns heimischen Lepautre und Marot waren Pariser. Aber Bérain war ein Lothringer, Gillot und die Audran waren Burgunder, Oppenort von niederländischen Eltern. Dorthier kam das Prickelnde in die französische Ornamentik; die Freude an den Chinesen und ihrer Welt kam aus Holland, dem Lande der Delftwaare; dorthier die Freude an Affen und pugigen Gestalten aller Art, der ganze ornamentale Humor.

Die Franzosen hatten längst mit Sorgfalt das vornehme Leben, den Hof, den König dargestellt. Aber die Kupferstecher, die ihnen das Leben auf

der Straße und im Feldzuge, die Freuden und Leiden des Daseins schilderten, die Gailot, Silvestre, sind Lothringer.

An den pariser Akademien herrschte die Strenge, die Abgemessenheit, der Klassizismus. Ludwig XIV. hielt ihn noch aufrecht. Aber kaum war er zu Grabe getragen, da erhob sich das frische niederländische Blut; da kam die Zeit, in der Gailot und Watteau zu neuen Führern des Geschmacks werden konnten: die Zeit der Chinoiserien und Singarien, der drolligen Lebenslust, die nun auch in die Räume der akademisch-klassischen Wohnhäuser getragen wurde.

Eine der Großthaten der französischen Kunst jener Zeit war die Schöpfung des regelrecht zugeschnittenen Gartens; die Natur unter die Befehle der klassischen Schönheit zu bringen, war ihr Ziel. Venötre, nach Geburt und künstlerischem Denken ein Pariser, hatte kurz vorher sein erfolgreiches Leben beendet, als Watteau nach Paris kam. Wir besitzen aus jener Zeit gute Karten der Umgegend der Stadt, aus denen man ersieht, wie mächtig er auf die Hauptstadt einwirkte: denn ringsum ist alles freie Land parkartig in Alleen, geometrische Wiesenflächen und Wegkreuzungen aufgetheilt. Watteau aber ging all Dem aus dem Wege, mit einer sicher bewußten Abneigung, ähnlich jener der Maler von Barbizon. Er suchte im Geist eine unverfälschte Natur, ohne Hordenschnitt und Herrschaft der Architektur. Und wenn er ein Bauwerk in seine Landschaft hineinstellte, so holte er sich Rath bei Rubens, nicht etwa bei einem Architekten der Bauakademie, unter denen er Bullet, den Baumeister Crozat's, sicher kannte. Selbst wo er Wasserkünste, Statuen oder Vasen darstellt, verzichtet er auf die unmalerischen architektonischen Linien, wie sie etwa im Park von Versailles diese umgeben. Den Duft der Stimmung, die eigentliche Ländlichkeit im Bilde festzuhalten ist sein Bestreben, — im vollen Gegensatz zu dem der französischen Gartenkunst. Der ist ein Baum ein Bauglied, eine architektonische Masse. Für ihn ist die ganze Landschaft nur ein Stimmungsmoment. Er vertieft sich nicht in die Einzelheiten, er sucht nur die stille Tonigkeit des frohen Abends, die großen Massen, die einen ruhigen Hintergrund für die Menschen boten. Denn glückliche Menschen zu schaffen, war der Traum des düsteren, furchtsamen, ruhelosen Kranken, von dem die Genossen sagten, daß er keinen Feind habe, außer der hastigen Unstetigkeit, die ihn beherrsche.

Das Theater hat auf Watteau unverkennbar gewirkt. Aber in erster Linie das italienische. Nichts mahnt bei ihm an Corneille oder Racine, kaum Etwas an Molière. 1716 kam wieder eine italienische Komödie nach Paris, nachdem sie in Ludwigs letzten, schwerlebigen Zeiten, 1697, vertrieben worden war. Vorher mochte Watteau Modelle in ihre Kleider gesteckt haben: denn wir wissen, daß er deren eine Anzahl besaß. Diese Komödie war aber schon längst

nicht mehr das Theater der geistvollen Leute. Der Mezzetino, der Arlequino, der Pantaleone und der Dottore, Polichinelle und Pigotot, all die lustigen, derben Gestalten der Commedia dell'arte waren damals in Paris schon auf Aussterbe thätig. Ein lustiger Witz, eine drollige Szene wurde belacht, mancher Zug von ihnen ging auf die französische Komödie über; aber die Blüthezeiten dieser Kunst waren vorüber, als Watteau anfang, ihr seinen Pinsel zu leihen. Wäre er wirklich der Maler der vornehmen Welt gewesen, so hätte er sich um die derben Gesellen wenig gekümmert. Wie diese Welt aussah: Das muß man bei den Pariseru von Geburt, bei François de Troy oder Lauguiere oder bei dem Südfranzosen Rigaud nachsehen. Watteau fand unter den Schauspielern eben die sorglose Lebenslust wieder, die in seiner Heimath auf Märkten und Airmeffen offen zu Tage trat.

Wohl hatte Watteau in seinen späteren Jahren mit vornehmen Männern verkehrt, wohl auch gelegentlich mit vornehmen Frauen. Keine Nachricht aber weist darauf hin, daß er sich dort sehr wohl gefühlt habe. Am Deutlichsten sprechen seine Studienzeichnungen: in seinen Skizzen findet man selten eine Erinnerung an die Gäste des Hotels Crozat. Ganz abgesehen von den Dubelsackpfeifern, Scherenschleifern und ähnlichem Volk sehen wir auf seinen Skizzen wohl Leute von anständiger Kleidung und guter körperlicher Haltung, aber keinen Zug, der auf die Vornehmen jener Zeit, auf den Hofton hinwiese. Das Selbe, was in den Niederlanden sich vollzog, daß man nämlich, der Bauern- und Kneipenszenen der Ostade und Brouwer müde, in den bürgerlichen Kreisen die Gegenstände für die malerische Darstellung suchte, zeigt sich auch bei Watteau: von Gonzales Coques zu Terborch, Meju, De Hooch, zu Mieris und Andern. Das ist aber das Große an Watteau, daß er, der weltfremde Provinzler, für die Hauptstadt der Welt einen neuen Ton fand. Erst zehn Jahre nach seinem Tode wurde Das im pariser Leben Mode, was Watteau malerisch dargestellt hatte; erst damals, als die Strecher sein Lebenswerk aller Welt bekannt machten und die Sammler ungeheure Preise für seine Bilder zahlten. Die langweiligen Darstellungen feierlicher Hoffeste von Abraham Bosse und von den Lepautre und ihren Kunstgenossen, die Watteau vorausgingen, und die Uebertragungen seiner Kunst auf das vornehme Gesellschaftsleben, wie sie Varcret, Moreau, Olivier lieferten, zeigen erst recht deutlich Watteaus Sonderstellung. Nicht minder jene Maler, die an die Stelle der seelischen Heiterkeit seiner Kunst Darstellungen stärkerer Art rückten, wie schon Boucher und endlich Fragonard. All Diese freilich haben bei Watteau Anleihen gemacht. Der mußte eben gleich Molière das Leben zu fassen, das sich hinter vornehmen Sitten versteckt hatte, und den Pariseru zu zeigen, daß nicht das gemessene Abwägen des Auftretens, sondern das Ueberwinden der gesellschaftlichen Form den vornehmen Mann ausmache. Was Voltaire und seine Geistesgenossen

der französischen Gesellschaft leisteten, daß sie nämlich dem Wig, der Anmuth, auch wenn sie noch so leichtfertig sei, einen Platz neben dem Pathos einräumten: Das leistete ihr in keiner Weise und dabei unendlich viel liebenswürdiger Watteau.

Denn er malte nicht die vornehme Gesellschaft, wie sie damals war, sondern, wie sie nach seiner, des unansehnlichen Schönheitsjuchers Meinung sein sollte. Vornehme Frauen setzten sich auch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nicht ins Gras, weil sie damals so wenig wie heute die Grassflecken auf dem Kleid und die Ameisen an den Beinen liebten. Das, was Watteau schilderte, hat er nicht in den Gärten der Hotels des Faubourg Saint-Germain oder in den Parks der Schlösser gesehen. Aber der ernste, unstete, schwerleibige Mann hatte in seinem Innern die Kraft, eine Welt von Schönheit zu erträumen, und seine schweren Hände hatten eine wunderbare Geschicklichkeit, Das, was er erschaut hatte, Anderen zu zeigen: eine Welt, wie er sie zu leben sich sehnte, wie sie ihm Paris nicht bot und wie er wohl glaubte, daß ein Fürst des Glückes und der Schönheit, etwa ein Rubens, sie erlebt haben könnte. Aber nichts weist darauf hin, daß Watteau sich irgendwie darum gekümmert habe, wie der Hof und wie die Hofgesellschaft ihre Feste feierten.

Sehr bescheiden ist die Kunde, die wir von Watteaus Beziehungen zu den Frauen haben. Die Mitleidigen, die sich für ihn bemühten, waren Verehrer seiner Kunst. Das mag Watteau bitter genug empfunden haben. Wer aber liebte den Mann?

Seine Werke erzählen uns davon. Die Frauen, die ihm sitzen, sind in den seltensten Fällen mehr als brave Bürgerstöchter oder lebenslustige Grisetten. Gelegentlich einmal eine schon reifere Frau, ein treuherziges, volles Gesicht: keine der in Intriguen gereiften, berechnenden Schönheiten. Man gebe Watteaus Bilder einer geschickten Schneiderin, damit sie die Frauenkleider nachahme! Sie wird wenig damit machen können, mindestens kein Staatskleid; höchstens einem zierlichen Mädchen ein Kostüm für ein Kostümfest. Und man lebte doch damals im Zeitalter der Perücke und des Reifrockes, der ruhmwürdigen Prachtentfaltung.

Die Männer ein Wenig in Hemdärmeltracht und Hemdärmelstimmung: geneigt, ein junges Ding um die Hüften zu fassen, sich ihm anzuschmiegen. Man tanzt im Grünen, man frühstückt unter Linden, man hört der Musik zu. Der und Jener umarmt seine Liebste, Andere machen sich zu einem Spaziergang auf. Das Alles kann man in Paris heute noch sehen: die Leute, die sich so behaben, sind wohl keine Engel an Tugend, doch im Grunde treu, brave Leute. Man gehe nur einen schönen Sonntagnachmittag in den Bois de Vincennes, der 1731 vom Könige in einer Watteaustimmung angelegt wurde „pour en rendre les promenades plus agréables aux habitants

de Paris": man sieht sie dort alle, die Gestalten des Meisters: die lustigen, etwas schnippischen Mädchen, die wissen, was sich schickt, aber doch auch bei einem derberen Scherz das Ründchen nicht schief ziehen; die schlanken Bur-
schen, die sich als vornehme Herren geben, und die Paare, die sich ihrer Zärt-
lichkeit nicht schämen. Und über dem Ganzen der Ton der Selbstverständlich-
keit. Nicht aber findet man diese Stimmungen im französischen Roman jener
Zeit und selbst nicht in dem der folgenden.

Freilich: all die braven Leute, die Watteau zum Zeichnen und Malen
still hielten, wurden unter seiner Hand vornehm, Männer wie Frauen. Er
gibt ihnen die Anmuth und das adelige Blut aus sich heraus, aus seiner
freudedurstigen Seele. Er schenkt seinen Gestalten das Glück, das das Schick-
sal ihm selbst versagte. Träume, unauslöschbare Träume eines Mannes, den
harte Wirklichkeit und Selbsterkenntniß fernhielten vom Erleben Dessen, was
seinen Geist umschwebte. Watteaus Werk gehört zu den heitersten Schöpfun-
gen, die je ein Schönheitsstrunkener schuf. Mir will aber scheinen, als sei
diese Heiterkeit durchaus sentimental. Denn Sentimentalität ist das Streben
aus der Welt, in der wir leben, in eine erträumte bessere, nach Raum oder
Zeit unendlich ferne. Der arme Watteau rettete sich aus den Sorgen seines
Daseins in ein Wunderland der Phantasie. Und er that es mit so brünstiger
Vertiefung, daß man vor seinen Bildern glaubt, er müsse Das aus dem Leben
abgezeichnet haben.

Dresden.

Professor Cornelius Gurlitt.



Notturmo.

Nein: bleib,
Du flüchtiges Weib,
Diese Nacht
Nur bleib;
Sieh, wie es facht
Von flüßigem Silber perlt und träuft
Und der schimmernde Weg im Nebel verläuft;
Ein letzter Ton: dann sind sie verstummt,
Die Vöglein, und nur ein Schwärmer summt
Und schwirrt über hangende, athmende Blüthen,

Die in die Nacht,
 Die webende Nacht,
 Ihren Duft verglühten.
 Johanniskäfer funkeln im Gras
 Und phosphorne Lichter, grünlich blaß,
 Irren hinüber, herüber die Wege
 Und schwinden im dunkelnden Lannengehege.
 Um der Pforte geschwungenem Bogen
 Sind Jasmin und Flieder gezogen;
 Und die Blumen streifen die Wangen,
 Reis wie ein Hauch
 Flüstern sie auch
 Von Lust und Verlangen.

Still auf silbergeschweiftem Kahn
 Schwimmt am schwarzblauen Himmelsplan
 Ueber Nebel und Wolkenflüppen
 Die Göttin empor,
 Den Knaben, der sich im Schlaf verlor,
 Zu küssen auf brennend geöffnete Lippen.

Nun ist er erwacht,
 Der zärtliche Knabe,
 Und greift in die Nacht,
 Daß er wiederhabe,
 Was ihn zum Leben emporgeführt,
 Den Traum, den er nie und nie vergißt

Kockt es nicht aus schattenden Orten,
 Wie mit heißen heimlichen Worten?
 Gehst durch die Büsche nicht ein flüstern,
 Ein Rauschen,
 Ein Knistern,
 Wie von schmalen, eilenden Füßen,
 Ein athemlos Laufchen
 Von Liebesworten, traumesfüßen?

Im silberfliegenden Mondenschein,
 Wo Alles zu fremdem Leben erwacht,
 In solcher glühenden Frühlingsnacht,
 Du tödtliches Weib,
 Bleib, bleib!
 In solcher Nacht.
 Nein,
 Laß mich nicht allein . . .

Hamburg.

Theodor Sufe.



Der Traum.

 Eines Abends zog ein Traum über die sommerlichen Felder. Dort, wo die hochgebaute Ansiedelung sich in die Sorgenfalte des Berges schmiegt, wandte er sich nach der mächtigen Kastanienallee, die auf die Höhe führte, und folgte ihr mitten in das Dorf hinein. Vor den Thüren saßen Leute und feierten. Als der Traum vorbei kam, verstummten sie ein Weilschen, ehe ihr gedämpftes Blaubern von vergangenen Tagen wieder anhub. Am einsam plätschernden Brunnen jögerte er im Weilerschweben und weilte ein Wenig unter den von Bienen umfläubten Linden auf der steinernen Bank. Dann erhob er sich, umkreiste mehrmals mit den schreienden Schwalben den Kirchthum und horchte noch dem hämmernden Herzen der Uhr. Endlich zog ihn ein Lichtlein an. Es brannte in der Nische einer Gartenmauer vor einem weitergeschlagenen, heiligen Mann. Daneben war ein Thor, an das Wein- und Weißblattranken pochten. Der Traum trat ein.

Im Garten brannte der Mittsommer sein lautloses Feuerwerk ab. Biefarbig glühte es von Baum und Strauch in die Lüfte. In gelben Blüthengarben schoß es hoch und fiel in blauen Blumentastaden herab. Es plagten dunkle Päonien und zischendrothe Nelken. Es verpuffte in weißem Sternenregen über den Jasminblüthen und brannte in bunten Wändeln im Rhododendron. Dahlien leuchteten, Gladiolen sprühten, Feuerlilien prasselten und die Winde ließ ihre magisch violetten Flämmchen lustig steigen.

Und der Traum wandelte selig dagzwischen. Er wandelte durch einen Nebensaubengang und die langsam sinkende Sonne warf hundert rothe Rosen vor ihm her in den gelben Sand.

Am Ende des Laubgewölbes kam er an ein Hänschen heran. Berbröckelte Steinflusen führten zum Altan empor und auf den Stufen zwischen blühenden Topfpflanzen saß ein Mägglein. Es war noch ein Mutterkind. Das konnte man an dem noch zaghaft geformten Mäulchen und der blanken Stirn sehen, auf der Friede und Heiterkeit gleich Zwillinglämmchen weideten. Arme und Beine lugten noch aus dem kurzen Röcklein, jedoch die braunen Glieder waren schon langgestreckt und wohlentwickelt und der fein gedrechelte Hals trug stolz ein kleines Köpfchen, um das sich blondes Haar lieblosend lockte, so weit es nicht in zwei dicke, kurze Zöpfe gebändigt war. Die Wimpern hielt das schöne Kind gesenkt und blickte aufmerksam in seinen Schoß, allwo es ein Hänslein schimmernder Schnedenhäuschen geborgen hielt, die es emsig auf einen grünen Faden säbelte.

Der Traum verweilte. Aber wie er so das liebe Bild mit seinem stillen Blick umfing, da schlug mit einem Mal das Ding die Augen auf. Ach, erschrak da der Traum! Was für Augen! Große roßbraune Kurkelblumen mit goldenen Spreukeln, die sich gegen die Pupille zitternd zusammenzogen und wieder in Strahlen los-trennten; zwei weite, sanfte Sonnen. Da überwältigte Liebe den Traum. „Hier will ich wohnen.“ jagte er bebend und trunken zu sich selbst; „ewig will ich hier wohnen.“ Robert auf und sog sich in die vollgedöfneten unschuldigen Himmelsaugen ein. Und sieh: da war aus dem Kind eine Jungfrau geworden.

Fortan wohnte der Traum in Violettas Augen und machte, daß Jeder, der ihr begegnete, nach ihr blickte. Die Mutter merkte es zuerst, verlängerte die

Kleidschen und hieß Giulietta nun gemessen und mit züchtig niedergegeschlagenen Wibern schreiten.

Der Traum aber, glücklich im Besitz seiner Augen, glomm schimmernd an; da sahen ihn auch die Anderen. Allen Burschen beim Rückgang fiel er auf und bald nahm ihn besonders Einer unter ihnen wahr. Der, den sie den „schönen Basko“ nannten.

Heuriger und feuriger entflammte der Traum, und wer ihn noch nicht gesehen hatte, konnte ihn auf der Hochzeit der Weiden sehen. Als die junge Braut den Blick erhob, da erschaute ihn die ganze Gemeinde. Dem Herrn Pfarrer wurden die Augen feucht, als er ihn sah, und selbst der Herr Podesta verschluckte sich ein Wenig an seiner Rede.

Zwischen grünen Weinbergen lag des Gatten stattlich Haus. Dort zog nun Giulietta mit ihm ein.

So glücklich, so gnadenfelig wurde der Traum in der Folge, wie noch nie ein Traum gewesen war. Der Altkoven weiß viel davon zu erzählen. Und die Uhr, die die Zeit vertheilt. Und das Hausaltärchen, vor dem die innigsten Gedanken auslösen. Und erst die Wiege! Sie wurde lange nicht leer von einem Volk strampelnder, lebendiger Milchbündchen, die in paradiesischen Armen mit Englein zu spielen und zu plappern schienen: so eifrig lachten und mummelten sie mit den zahnelosen Schnäbeln ins Blaue. Diese eigenwillig zugreifenden Kerlchen wuchsen schnell, wurden flugs feist und selbständig und machten einem nächsten Platz. War Das ein Segen! Eine Korallenschnur rothwangiger Burschen und Mägdelein, die alle groß und stark wurden und gar bald sicher, aufrecht und heiter ihre eigenen Wege gingen.

Und des Glückes war kein Ende. Schon wiegten Giuliettas ältere Töchter selbst ihre Erstgeborenen, als nach einer Pause von einem Duzend Jährchen noch ein einzelner kleiner Weltenpilger im Heimathshaus anlangte. Es war, als ob den beiden alternden Liebesleuten ein zweites Leben geschenkt worden wäre. Zum zweiten Male verlebten sie Hitterwachen und junges Elternglück, so neu und unverbrauchter Seligkeiten voll, als hätten sie es nie vorher gekannt.

Giulietta war nun ein reifes Weib, auf ihrer Stirn lag schon das Silbergespinnst der Matronenhaftigkeit, aber ihre stolze Gestalt war noch ebenmäßig und der Traum bewohnte ungebrochen und jugendfrisch die golddurchsprinkelten Sonnen. Sie hatte auch ihre anderen Kinder geliebt; aber diesem war sie organisch verbunden, untheilbar wie Leib und Leben. Sie hatte auch den Anderen mit Mutterwonne die Brust gereicht; aber dieses trank ihr Herzblut mit. Und waren die übrigen ausgewachsen wie die Füllen, gesund und wohlgepflegt an Körper, an Seele, und fromm dann Gottes Hut übergeben worden: in dieses schloß sie Zukunftsgedichte und Sonderwünsche. Wer in jenen Zeiten Frau Giulia sah. Der konnte den Traum in ihren Augen lachen und tanzen sehen. Kein Mondenschimмер, der in Sommernächten über fernem Firnen hängt, ist so mild wie die Bärtlichkeiten, die der Traum um diese kleine Wiege spann; kein Silber- und Geschichtsbuch der Welt ist so reich und so schön wie die Wünsche, die der Traum um diese kleine Wiege malte und dichtete.

Der kleine Spätling war ein flinkes Vögelchen, frisch und klar wie ein Springequell. Es wurde ein Bärtschlein so rauh und feist wie nur eins. Aber auch er

ward rasch groß, flüchtete aus dem Nest, wie die Andern, zog in die Welt und suchte Händel.

Sie hatte er gar bald gefunden. Als schmuder Soldat suchte er in Feindesland, lehrte mit den Siegern ruhmbedeckt zurück; und trank und liebte. Seine Abenteuer führten ihn dahin und dorthin. Von Zeit zu Zeit schrieb er in die Heimath.

Das waren ebenebeite Tage für die alte Mutter, wenn Nachricht von Tem eintraf, der die Welt durchlief! Sie hauste nun schon längst allein, war weißhaarig und gebildet, auf ihre Etten war der weiße Aschenkranz der Witwe, des Alters und der Muttersehnsucht gestreut; aber der Traum wohnte noch immer in ihren Augen; und darüber vergaß man alles Andere. Sie saß an schönen Sommerabenden auf dem von Trauben umhangenen Altan und zur Winterzeit an der offenen Feuerstelle in der Küche, wo die Kasanien brieten, und berichtete den greisen Nachbarn und ihren Enkelkindern von den kühnen Thaten ihres Lieblings. Und der Traum half ihr dabei.

Denn der Traum hatte ihn auf allen seinen Fahrten begleitet und dem Traum war es auch nicht schwer gewesen, das Mütterlein dabei auf den Rücken zu laden; aber heimlich erharreten sie Beide nun schon lange doch stets nur das Eine: des geliebten Sohnes Rückkehr.

Bitternder Hoffnung voll empfing sie seine Briefe. Bald schrieb er von heißer Muth, Fehde und geklachten Tagen, bald von Ehren und lustiger Kampanei; bald auch traf ein Geschenk für die Mutter ein: ein paar Ellen Stoff oder eine frembländische Spitze oder gar ein feingesticktes Goldstettlein. Und die Mutter legte Alles sorgsam in die Truhe. Und die Briefe las sie hundertmal, küßte sie und verwahrte sie gleichfalls.

Aber da geschah es, daß der Sohn in schlechte Gesellschaft gerieth und in die Hofsbride eines schönen, jedoch bösen Weibes. Die falschen Freunde verleiteten ihn zu Spiel und Schachlagen. Das leerte seinen Säckel und verzehrte sein Mark. Das räufevolle Weib aber vergiftete sein Herz und verwirrte ihm den Sinn. „Wenn Du mich liebst“, raunte sie ihm zu, „so töte meinen alten Mann. Sieh, ich kann ihn nicht mehr sehen, befreie mich von dem Vieh, das sich in meinem Bett breit macht, damit wir einander ganz und ohne Schranken angehören können; denn ich liebe Dich!“ In Wahrheit aber lachte sie seiner und wollte ihn nur als Werkzeug gebrauchen, um im Alleinbesitz des Reichthumes ihres Mannes ein zügelloses Leben führen zu können. Und in einer Nacht, da sie ihn wieder mit dem Mähwein ihres Kellers und dem ihrer Liebe trunken gemacht hatte, drückte sie ihm das Beil in die Hand: „Heute thust!“ flüsterte sie; und da that er's und erschlug den Mann mit Wildheit, als Der im Schlaf lag. Stieren Blides stand er vor dem zerhackerten Schädel und sein Weinrausch war ihm verflohen, sein Liebestrausch jähem Erkennen gewichen. Aber ein Blutrausch überfiel ihn. Er sah sich furchtbar nach dem Weibe um, das ihm so Entsetzliches eingegeben hatte, und wollte nun auch sie erschlagen. Sie aber rettete sich im Hemd auf die Straße, freischte geißelnd Peter und gab ihn verrätherisch preis. Mühelos fingen sie die vom Weh geschüttelte Kreatur, die nicht an Widerstand dachte und die rauhen Häufe selbst für die straffe Fessel bot. Der arme, so höllentief Gefallene wurde vor Gericht gebracht und zum verdienten Tode verurtheilt.

Als die Nachricht davon im Heimathdorf anlangte und der Herr Pfarrer sie dem Mütterchen recht mitleidig und vorsichtig beigebracht hatte, da . . .

Dabei vertropfte die Zeit. Wohl hatte man der Mutter versprochen, die Bittschrift an den König gelangen zu lassen; doch sie war längst abschlägig beschieden (solche ruchlose That verdiente kein Erbarmen) und hatte Keiner den Muth, es der so bitter Hartenden zu sagen. Unermüdllich hatte sie daneben versucht, dem Sohn zu sehen; immer vergebens. Nun waren es nur noch wenige Tage bis zu seiner Hinrichtung; einige kurze Tage. Da unterließ die arme Mutter zum ersten Mal ihre vergebliche Bittfahrt und bezog einen festen Posten vor dem großen, grauen Haus, hinter dessen dicken Mauern sie ihren Sohn suchte. Hier, auf den Stufen, unter freiem Himmel, in Sonnenhitze und unter Regenschauern, saß sie, schlief sie, aß sie, um ja die Gelegenheit nicht zu versäumen, die sich ihr etwa bieten konnte, ins Gefängniß zu schlüpfen. Die Schildwachen hatten Mitleid, die Verwalter drückten die Augen zu; und Jedem, der ihr nahte, wiederholte sie das Selbe: „Ich bin die Mutter. Ihr wißt ja, die Mutter des zum Tode Verurtheilten. Mein Sohn ist da in diesem großen Hause. Er ist unschuldig. Denkt nur, ich habe ihn noch immer nicht gesehen! Seit zehn Jahren habe ich meinen Sohn nicht gesehen! Ich bin nun an die achtzig Jahre und man will mich dennoch nicht zu ihm lassen. Wüßtet Ihr Das für möglich halten? Man will nicht, daß seine alte Mutter ihn tröste in seinem bitterm Leid. Man will mir alten Frau mein Kind nicht wiedergeben. Aber so lange ich hier in seiner Nähe bin, so lange können sie ihm wenigstens nichts Böses thun, gelt?“

Und der Traum brannte so peinvoll fragend aus ihren Augen, daß Keiner wagte, ihn ihr zu nehmen. Alle nickten nur stumm und schlichen davon.

Eines Morgens kam man sie holen. Ei, wie jubilirten da die alte Mutter und der neuverjüngte Traum! Müßig klappte das alte Weiblein hinter ihrem Führer her und lachte. Und da hielt es denn den Sohn nach so langen Jahren wieder im Arm, erkannte ihn kaum unter der struppigen Mähne und dem verfilzten Bart, lag an seinem Herzen und dachte nicht der Schmach und Schande, in der er saß und die er über sie Alle gebracht hatte. Sie schluchzte nur und sagte: „Morgen, mein Junge, geben sie Dich mir wieder. Wir ziehen heim und Du verlässest Deine alte Mutter nie mehr.“

Und der Sohn sah den Traum selig aus ihren Augen winken und auch er hatte nicht das Herz, ihn zu vernichten. Er drückte die alte, zerbrechliche Gestalt zum letzten Mal an sich und sagte nur: „Ja, Mutter, morgen. Und dann verlasse ich Euch nicht mehr.“

Die Mutter bezog noch für diese eine Nacht ihren Posten auf der Treppe unter freiem Sternenhimmel, um nur ja gleich früh zur Stelle zu sein, wenn man ihr den Sohn zuführen würde. Und sie sagte es Jedem: „Morgen werden sie mir endlich mein Kind wiedergeben!“

Und sie gaben es ihr wieder; aber in zwei Stücken.

Da war es dem Traum, als ob er vergehen müsse. Aber Träume sind unvergänglich; sie können wandern, anderen Wohnort wählen, doch nicht sterben. Dieser Traum aber liebte zu sehr. Er wollte nicht fort, er traute sich ein, er hielt sich mit Macht, er biß sich fest; und es war ein vorübergehendes Nichtsein, in das er für die Dauer eines Bliges hinunter sank.

Aber schon dieser kurze Augenblick hatte genügt, daß das übermenschliche Leid mit seiner Eigerpranke das Hirn der armen Mutter zermalmte. Gut, daß

da der Traum schon wieder zur Stelle war, um noch Schlimmeres zu verhüten! Und er erschlug das Leid und flog triumphirend wieder in den halbverlöschten Augen auf, wie eine Morgensonne. Da lächelte die gepeinigte Mutter, lächelte, als man sie fortführte, als man sie ins Dorf zurückbrachte, und lächelte, als sie ihr Häuschen wieder betrat. Sie theilte es fortan mit ihrem toten Sohn; denn für sie und für den Traum lebte er weiter und war ihnen zurückgegeben; sie sah ten zu Dritt mit einander ein gar schönes, glückseliges Leben. Und das Mütterchen lächelte, bis sie starb, bis der liebe Gott ihre arme Seele gnädig zwischen seinen milden Fingern gerrieb.

Denn für Mütter giebt es weder Himmel noch Hölle und Himmelfahrt. Derlei traten sie längst mit den müden Schuhen ihres Lebenswollens aus. Mütter gehen schnurstracks in ein unbeschreiblich seliges Nirwana ein.

Fanny Broeger.



Verse.*)

Wein und Brot.

Nur Wein und Brot sei künftig meine Speise.
 Gefättigt von des Brotes heiliger Kraft,
 Schreit' muthig fort ich auf des Lebens Reise.
 Bekräftigt von des Weines Feuerkraft,
 Erring' ich mir des Lebens höchste Preise
 Und fühl' mich groß in meiner Priesterschaft.

Hausgefenster.

's ist immer ein Tag in des Jahres Lauf,
 Den die Geister nehmen als ihren auf,
 An dem sie pochen an Tisch und Bett,
 An dem sie knistern in hohlem Brett.
 Es rücken die Stühle, es knarrt die Bank,
 Der Schlüssel, er dreht sich von selbst im Schrank.
 Es gehet die Thüre: Du siehest nichts
 Als leichtes Zwinkern des trüben Lichts.
 Der Geiger der Tafel, die Uhr an der Wand
 Bleibt stehen, berührt von Geisterhand.
 Die Bilder der Toten, wie nie zuvor,
 Sie treten aus ihres Rahmens Thor.
 Die Stube durchwaltet ein fremder Ruch;
 Ist es Gestorbener Nachbesuch?

Warnbrunn.

Christian Wagner.

*) Eines Siebenzigjährigen, dessen Leben der münchener Professor Beltrich beschrieben und dessen „Späte Garben“ Georg Müller in München veröffentlicht hat.

Kaisermanöver.*)

An sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist. Hinaus, die morgenstille Dorfstraße entlang, die vom ländlichen Geruch brennenden Reisigs durchflogen wird. Der Tag ist an der Sonne noch nicht warm geworden und sein junges Athmen weht kühl über das erwachende Gelände. Auf dem Dunklen Grün der Hochlandwiesen schreitet man über Moorgrund, wo das perlenbesäte Gras unter den Füßen glispet, schreitet über die hellfarbigen Teppiche blühender Buchweizenfelder den Hügel hinan, wo junge Vögelchen wie auf Wappsteinen stehen. Weithin überseht man hier das Thal: in der Tiefe überall weißblinkende Ortschaften, winzige Häuser, gleich umhergestreuten Steinen auf einer riesenhaften Matte. In schwarzblauen Schatten steigen die Bergwälder von den Felsen nieder. Aber hinter grauen Wolken birgt sich die Brentagruppe noch mit ihren Gletschern, des Adamello und des Ortles auftragende Schneegipfel, als habe die Natur zum Sommerfest dieses Tages noch nicht aufgeräumt und halte die Brunnhilde dieser Landschaft einstweilen unter Schutzdecken.

Jegendein dumpfer Ton schlägt an, als ob in der Ferne ein Wüsterhammer niederfiel. Noch einmal; dann wieder. Mit dem Feldstecher suchen die Augen alle Höhen und Tiefen ab. Ganz weit, weit weg funkt ein gelber Schimmer auf, nicht stärker als ein verlöschendes Streichholz. Und wieder der dumpfe Ton. Die Kanonen eröffnen das Gesecht. Plötzlich andere Geräusche. Wie schwaches Peitschenknallen, wie das Bersten aufliegender Eierschalen, wie das Knittern von starkem Papier. Infanterie im Schnellfeuer. Dazwischen ein lautes, überraschendes Pochen, ungeduldig, als ob Jemand voll Horn an eine Thür klopfen würde: die Maschinengewehre. Das Pochen reißt ab; setzt wieder ein. Und nichts zu sehen als in den Feldern oder am meilenfernen Waldrand das Aufblitzen der Säbel. In einer unermesslichen Ruhe verharzt die Landschaft, in einer majestätischen Gleichgültigkeit gegen den Kampf, der sie in ihren Schründen und Falten durchwühlt, in ihren Mulden und Gräben. Dort unten, tief in den Wäldern, in schmalen Gebirgspässen, am Rande unwegsamer Schluchten, auf engen Brücken, die hoch über wilden Sturzbächen schweben, bricht jetzt der Kampf los; um des Reiches Pforten.

Man sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist. Sollte das hitzige Fieber spüren, das in den Stunden vor einer großen Entscheidung über die Menschen hinweht. Sollte die Schauer jener ungeheuren, verführerischen Feindseligkeit genießen, die aus den thierischen Tiefen unserer Art empor dampft. Dann aufwachen, wie aus einem glänzenden Traum, und sich an der spielerischen

*) „Das österreichische Antlitz“: so heißt der neue Band, den Herr Felix Salten bei E. Fischer erscheinen läßt (und dem die Manöverstizze entnommen ist). Daß der Mann, dem „Die kleine Veronika“ und „Herr Wenzel auf Rehsberg“ gelang, eine Hoffnung der deutschen Novelle ist, wissen erst Wenige. Viele, daß er zu den besten Journalisten des deutschen Sprachbereiches gehört und als Darsteller geschehener Vorgänge in den meist leider den Reportern eingeräumten Bezirken kaum irgendwo übertroffen wird. In dieser Eigenschaft zeigt ihn der neue Band. Der von Vuerger und Raing, von Tag- und Nachtvergnügen, von Parlament und Menagerie erzählt und immer, auch wo der Leser in andere Gedankenbahn drängt, in künstlerisch anständigem Sinn amüsant ist.

Wirklichkeit beschwichtigen: Gedankenmanöver . . . Vielleicht, daß von den Soldaten einer, anschießend in der Schützenlinie, am Boden liegend, im Schnellfeuer, berauscht von seiner Jugend, von der eigenen Kampfgeberde und vom Knall des eigenen Gewehrs, für Sekunden in das siedende Bad dieser Einbildung stürzt, für Sekunden in dieses Traumes flammende Tiefen hinabtaucht. Im nächsten Augenblick aber reißt es ihn gewiß schon aus dem Abgrund solcher Schwärmerei empor zum harmlosen Bewußtsein des harmlosen Kampfspieles. Denn es giebt eben Dinge, die sich auf Befehl nicht vorstellen, die sich nicht manövriren lassen: Todesgefahr und Sterbensahnung, Blutrausch und in Aderschößen hingekrümmte Verzweiflung und die furchtbare Schicksalsatmosphäre, die über den Schlachtfeldern sich breitet.

Ein Schauspiel. Künstiger oder niemals kommender Ereignisse vorberechnete Gebrude. Erdichtetes, wohl ausgedacht, künstlerisch komponirtes Geschehen, dargestellt unter freiem Himmel von fünfzigtausend Akteuren. Ein Schauspiel in drei Tagen; in drei Aufzügen, wenn man will. Sorgfältig gesteigert, mit prachtvollen Massenscenen, mit unzähligen dekorativen Episoden und mit einem einzigen Zuschauer, dessen Weisall ersehnt wird, dessen Gegenwart, wie ein ruheloser Pulschlag, in all den Massen, die sich hier bewegen, fühlbar ist, dessen Dasein Aufregung, Gespanntheit, Anstraffen der Nerven ringsumher verbreitet und Prunk und Glanz und hohes Erwarten: der Kaiser.

Anschaulich als sonst jemals tritt hier der militärisch-monarchische Gedanke in die Erscheinung, wird in dem kleinen Ort hier (vom bürgerlichen Großstadtwirbel nicht mehr verhält) greifbar nah, wird gleichsam ohne störende Nebengeräusche reiner vernehmlich. Das unübersehbar große Regierungszentrum, das ein ganzes Reich zusammenhält, ist hier auf einmal zu übersehen, ist so dichtmaschig, daß man herantreten und sein sinnreiches Gewebe bewundern kann. Das geringe Dorf ist zum Auszug der staatsgebietenden Mächte geworden, giebt den Extrakt der herrschenden Gewalten. Schon äußerlich. Die Einwohner, Das, was man die „Bevölkerung“ nennt, ist wie verschwunden, ist an die Wand gedrängt, in die Winkel verschauelt, unsichtbar neben dem Glanz, der jetzt in diesen Hütten wohnt. Thüre an Thür: der Kaiser, die Erzherzoge, die Generale, Minister, Statthalter, Polizei. Und Militär, Militär, Militär. Ueberall, auf den Straßen, vor den Schänken, auf den Feldern, in den Thorbogen, an den Brunnen steht Einer vor dem Anderen in Ehrfurcht, in Strammheit, in erstarrtem Gehorchen. Ueberall wird nur befohlen und Gehorsam geleistet. Ueberall giebt es nur Borgefehnte und Untergebene. Alle Klassenunterschiede, alle Vorrechte stellen sich in greller Sichtbarkeit dar. Einer freien Arbeit lebend, hat man sie gelegentlich wohl vergessen: hat, unter höher gemöblten Horizonten dahinwandeln, manche dieser Dinge für verschollen, für erledigt, für nicht mehr diskutierbar gehalten. Da wird Einem seltsam zu Muth während dieser drei Tage, die man hier in einer Atmosphäre voll Disziplin, voll Devotion verbringt, in konzentrischen Kreisen sich dreht, auf denen Rang und Stand und Geburt und Charge verzeichnet sind, wo Jeder mit den äußeren Abzeichen und Signalen seines Werthes umhergeht, wo Lohn und Strafe sofort vollzogen, erteilt und im Augenblick fühlbar werden. So nach und nach aber findet man sich angezogen von dem großartigen Hofusfokus des Herrschens, fühlt sich faszinirt von der erlauchten Magie des Menschenjanges und bewundert ihre tiefe Psychologie, ihre uralte Weisheit. Und dann braucht man sich gar nicht mehr einbilden

zu wollen, daß es ein wirklicher Krieg ist; hat dem Waffenspiel einen anderen Sinn gefunden, wenn man am nächsten Morgen hinauswandert ins Gelände. Da wird eben die Krone des Wertes gezeigt, die höchste Vollendung der Idee: wie sich die Tausende darbringen, wie sie dereinst ihr Sein und Leben einsetzen werden. Die Hauptprobe der äußersten Hingebung. Die Hauptprobe jener Treue, die in der Volkshymne „Gut und Blut“ verspricht: Kaisermanöver.

*

Kanonengebrüll am zweiten Tag in der Frühe. Ganz nah dem kaiserlichen Hauptquartier. Schwere nasse Wolkenvorhänge hüllen die Berge ein. Wolken ziehen am Waldsaum hin und in der Tiefe des Thales deckt weißdampfender Nebel alle Dörfer und Fluren. Unten vollzieht der anrückende „Feind“, vom Wetterjchleier verborgen, seinen Vormarsch. An die Sonne von Austerlitz denkt man; aber die Sonne scheint Eitale aus der Geschichte nicht anzuwenden und zeigt sich nicht. Auf der Anhöhe vor dem Dorf steht die Artillerie. Der Feuerblitz fährt aus den Kanonen, ein Donnerschlag, den man in der Magenrube, in den Eingeweiden wahrnimmt, der den ganzen Körper gleichsam durchzuckt. Das Echo reißt ungeheure Schallsegen von den Bergen, die der Wind zerbläst. Aus den Wolkennebeln ein Knattern wie das Anfahren eines Motorrades. Nähst man nur erkennt man drüben im schütterten Gehölz das Landesschützenregiment. Langsam, gebuckt, mit schleichenen Jägerchritten vorgehend, feuern sie, werfen sich zu Boden, in die Regentachen, feuern. Jetzt, dicht vor der Anhöhe, auf der die Kanonen stehen, rückt in Schwarmlinie die Infanterie vor, erwidert die Gewehrsalven, deckt das Abreiten der Batterie: Rückzug. Nach einer kurzen Weile ist die Artillerie verschwunden. „Feuer einfließen!“ Jeder Mann wiederholte es; ein langgezogener Aufschrei flog über die Felder. Und jetzt kommt die feindliche Macht von überall heran, stürmt, aus dem Thalnebel hervordringend, die Hügel hinauf, wälzt sich über die gewundenen Bergwege; und plötzlich wieder das Pochen, laut, eilig, zornig. Die Maschinengewehre, die den Verfolger noch aufhalten sollen. Kein anderer Schlachtgeräusch ist wie dieses alarmierend, trägt so herabsam den Charakter des schnellen Eingreifens, der furchtbaren Aggressivität.

Es regnet in Strömen. Seit Stunden regnet es. Scharf, kalt; und der Wind schleudert Einem die dichten Strahlen ins Gesicht, zerrt die Wolken bis auf den Boden herab, wühlt die Schoßen auf, peitscht Finen mit eisiger Wassernagaika. Auf dem freien Platz vor dem Hauptquartier hält der Kaiser zu Pferd. Vor ihm in ihren weißen Mänteln die sechs Gardereiter, das Gesicht zu ihm gewendet. Ein Wenig abseits das Gefolge. Generalskabler, die fremden Attachés, Adjutanten. Weiter weg die Palaien mit den Reservepferden. Vom Unwetter werden die Thiere nervös. Ihr lautes Wiehern tönt herüber, ihr ungedulbiges Schmauben. Niemand rührt sich dort, wo der Kaiser unbeweglich im Regensturm aushält. Stunde um Stunde erblickt man ihn so; querselbein galopierend nach einem andern Standplatz, an feuernden Batterien vorbei, sein Pferd parirend; sieht diesen Greis, der leicht in seinem Sattel nur so zu federn scheint und für den es den Hochlandsorfan, den Wollenbruch, die Kälte offenbar nicht giebt. Wie er dann endlich einreitet, gefolgt vom Schwarm seiner erschöpften Suite, sieht man, wie ihm unter der schwer nassen Kappe das Wasser die weißen Haare an den Kopf klebt, wie es ihm von der Stirn, vom Bart und von den Wangen herabläuft, aber auch, wie er, frisch

und roth überhaucht, lächelt, als sei das Alles gar nichts. Die fünfundsiebzig Jahre, die fünf Morgenstunden zu Pferd und das Wetter . . . gar nichts.

*

Schluß. Dritter Tag, dritter und letzter Aufzug. Man will ganz früh fort, nichts versäumen; aber ehe die Sonne noch aufgeht, hebt das Haus. Auf der Wiese dräben schießen die Kanonen. Es ist, als ob das ganze Gebäude von einer Riesensauft dröhnende Stöße bekäme. Der Fußboden zittert, die Fenster schüttern. Schlag auf Schlag. Plötzlich, vor dem Thor, das helle Krachen der Gewehre. Und rückwärts über den Hof, übers Dach hinweg das Pochen der Maxims. Hinaus ins Freie. Adjutanten rasen vorbei. Motorräder pressen die Mendelsstraße hinauf; und in der Luft ein schallendes, verfliegendes „aaa . . .“ Das Hurrarufen stürmender Truppen. Saphirblau ist der Himmel, Alles in goldenen Glanz getaucht, in Sonnenfröhenheit und Reinheit, die Wälder, die Wiesen, die funkelnden Kirchthurmspitzen, die Berggipfel. Und von den schimmernden Reuschneefeldern der Brenniagruppe lösen sich die letzten weißen Flockenwolken. Ein festlicher Abschluß. Wie ein Salutatschießen dröhnt der Donner der Schlacht, die sich jetzt voll entfaltet. Auf der breiten Terrainwelle, die sich zwischen Romeno und Sarnonico wölbt, häufen die Regimenter in breiten, formirten Fronten gegen einander. Mitten zwischen die beiden Parteien fliegt ein glitzernder, goldfunkelnder, prachtblühender Schwarm die Wiese hinauf, sammelt sich oben, nimmt Stellung: die kaiserliche Suite. Das Gewehrfeuer prasselt und schnattert und knattert, die Gebirgsbatterien pochen, die Haubizen zerreißen das Firmament mit ihrem Krachen und das Echo tobt an den Felswänden. Die kleine farbige Lächlein flattern die entrollten Fahnen über den Bataillonen. Da bricht aus dem Tann, der den Hintergrund abschließt, mit Hurra ein neues Regiment hervor. Es ist der Höhepunkt. Der Kaiser inmitten dreier Fronten, umgeben von formirten Regimentern. Regimentern auf seinem ganzen Rückweg, den er von Cavareno nach Romeno zu nehmen hat. Al! Das mit meisterlicher Regiekunst auf den letzten Augenblick hin, auf den Schlusseffekt gruppiert. Ein scharfer Hornruf jetzt. Das Feuern verstummt allmählich, das Echo besänftigt sich und verhallt; und brausend klingt das Einschlagen der Musikbänder herüber: „Gott erhalte . . .“ Der Kaiser reitet die Fronten ab. Mit Trommelwirbel übernimmt eine Truppe von der anderen das Kaiserlied, immer weiter, immer entfernter, Generalmarsch . . . Trommeln, dann feierlich die Volksymne . . . zuletzt nur ein leises metallisches Klingen. Der Kaiser reitet ins Hauptquartier zurück.

Rath jetzt die Straße hinauf, heimwärts nach Bozen. Wie durch einen heiteren Soldatensonntag fährt man dahin. Singende Soldaten, lachende, sonnengebräunte Gesichter, Gesichter, denen das tiefe Athemschöpfen der Beruhigung etwas Zufriedenes und Befreites giebt. Ueberall liegen sie im Gras, raften am Wegrand, rauchen, essen und singen. Wenn man sich einbilden könnte, daß es ein wirklicher Krieg war und daß nun Friede ist, seit einer Stunde . . .

Während der Drahtseilwagen von der Mendel ins Kallertthal hinuntergleitet, wie in freier Luft hinabzuschweben scheint, rauscht der ganze Berg und klingt von Musik. Laurins Rosengarten steht im Glänzen der Abendsonne. Vom bogenen Dom her klingen die Glocken . . . Und man hat den Traum, daß diese schöne Welt eine ruhige Stunde genießt.

Hauffe.

Warum Hauffe? Weiß der Industrie etwas besser geist und die Banken viel verdient haben? Das wäre wohl kein zureichender Grund, wenn die Börse nicht den Willen zur Hauffe hätte. Die Leute auf den Effektenmärkten sind ausgehungert und sehnen sich nach einer Mahlzeit. Stärker war weder je die Unempfindlichkeit gegen Warnerstimmen noch der Trieb zu neuen Geschäften. Daß Englands Industrie sich kräftiger regt, gilt als Gewähr kommenden Festtage. Als ob britische Konkurrenz auf dem Weltmarkt für nichts zu achten sei. Auch als die Industrie des Inselreiches bewegungslos schien, war noch Kraft genug zu neuer Thätigkeit in den Werkstätten von Birmingham, Sheffield, Manchester und Glasgow. Hat die deutsche Spekulation Grund, sich zu freuen, weil diese Thätigkeit nun beginnen soll? Sie ist mit ihren Jährlern stets im Ausland, als ob ihr der Horizont der Heimath zu eng sei. Was im kleinen Kreis geschieht, interessiert sie nicht. Wichtiger als die Erklärungen angesehenen Montanleute über die geschäftlichen Verhältnisse scheinen ihr Bulletins über das Befinden des amerikanischen Eisenbahnkönigs Edward Harriman. Panischer Schrecken durchzuckte die Spekulanten Mitteleuropas, als die erste Meldung von der schweren Erkrankung des newyorker „Jählers“ eintraf. Das war zur Zeit der Raienblüthe. Der sieche König kam nach Europa, um in Gastein und in den Bergen Südtirols Genesung zu suchen. Madonna di Campiglio, der bevorzugte Sammelpunkt der Ritter von der Couponscheere, zählte Harriman zu seinen Gästen. Und die Börsen sogen gierig den Wind ein, der von der Brenta ins Thal wehte. Der Mann, der über ein Eisenbahnnetz von 60 000 Meilen gebietet, verfügt auch über einen unerschöpflichen Schatz an Lebenskraft. Die Börsenflagge brauchte nicht auf Halbmaß gesetzt zu werden: Harriman siegte über den Tod und fuhr nach der Heimath zurück. Auf der Reise nach seinem Sandstüb in Arden ließ er sich interviewen. Er sprach von neuen Plänen, in deren Mittelpunkt die Union-Pacifik-Bahn steht. Dann machte er dunkle Andeutungen über seine Stellung zur neuen Korporationsteuer, die der amerikanischen Finanz natürlich nicht gefällt. Schließlich kam die überraschende Mittheilung, daß die Welt irre, wenn sie Harriman für einen Spekulanten halte. Die newyorker Börse empfing den noch nicht verlorenen Sohn mit einer feierlichen Hauffe. Und die theoretisch an Harriman Interessirten dürfen die Behauptung, daß er mehr sei als ein bloßer Börsenjobber, um so ruhiger hinnehmen, als die Bedeutung des größten Eisenbahnunternehmers der Welt in dem von ihm gewünschten Sinn das Testat der Geheimräthe Hoff und Schwabach vom preussischen Eisenbahnministerium (in einem vor drei Jahren veröffentlichten Werk über die nordamerikanischen Eisenbahnen) bekommen hat. Die Börse freut sich der Genesung des Trufmannes und hat die Sorge um die Liquidirung der riesenhaften Engagements vergessen. So lange New York Gold versendet, scheint das Risiko der spekulativen Bewegung in Wallstreet für die internationalen Märkte gering. Daß ein Harriman wieder auf die Bühne tritt, ist immerhin aber wichtig. Wenn er die Spekulation anseuert, wird die Börse genöthigt sein, alles erreichbare Geld an sich zu ziehen: und dann ist mit der Freude über den amerikanischen Goldstrom bald aus. Wer mag daran jetzt denken? Drüben ist wieder lustig: Das ist die Hauptsache. Dazu überall gute Ernten, Aufschwung der Wirtschaft in Rußland: Herz, was begehrt Du mehr?

Auch die Effektenbesitzer, die im vorigen Jahr Verluste erlitten hatten, hoffen jetzt auf gute Ernte. Mit ängstlicher Spannung verfolgen sie die täglichen Oscillationen des Kurszettels, um ja nicht den richtigen Augenblick zu verpassen, wo es möglich wird, durch Verkauf das Verlorene wieder hereinzuholen. Und Jeder schwört, er werde niemals wieder Industriepapiere kaufen. Wenn solche Schwüre gehalten würden, käme der Rentenmarkt aus der Frühjahrsschwärmung niemals heraus. Aber noch ist der Mensch nicht geboren, der (alle erforderlichen Eigenschaften vorausgesetzt) gegen die Reize der Aktie unempfindlich bleibt. Der Anblick ist auch gar zu verlockend. Wer wagt noch, von Depression zu reden? Die Kurse sind so hoch, daß man glauben muß, auf allen Gebieten erblähe neues Leben, und an das Wehgeschrei von gestern nicht mehr denkt. Blickt doch nur auf die Elektrizitätsaktien! Diese Papiere beherrschen den Markt und bestimmen die Gesamttendenz. A.E.G. sind von 218 (Ende Dezember 1908) auf 238 gestiegen; Siemens & Halske von 204 auf 234; Deutsch-Übersee von 148 auf 173. Woraus stützt sich solche Steigerung? Hält man daran fest, daß die Rente eines guten Papiers mindestens 6 Prozent betragen muß, so sind A.E.G. jetzt um 38, Siemens & Halske um mehr als 40, Deutsch-Übersee um 15 Prozent zu hoch. Daß irgendwo die Dividende erhöht werden soll, ist nicht bekannt; auch nicht wahrscheinlich. Woher soll das Publikum nun erfahren, wie es sich zu den Kursen zu verhalten hat? Die Banken sind in ihrem für die Kundschaft bestimmten Wochenberichten sehr vorsichtig. Wohl macht man sich nichts daraus, der Konkurrentin ein Vischen in die Suppe zu spucken; aber wenn man den Kurs von A.E.G. unnatürlich hoch nennt, kann man nicht gut den Preis von Siemens & Halske als normal bezeichnen. Beide Papiere gehören zur selben Branche; also müßte die eine Gesellschaft von der anderen ganz verschiedene Lebensbedingungen haben, wollte man jeder getrennte Markstrouten für den Kurs ihrer Aktien vorschreiben. Man konnte beobachten, daß die erste Käufer-schicht der A.E.G. zugespäht wurde, während bei Siemens & Halske in dem Augenblick eine neue Kolonne von Interessenten antrat, als der Preis von A.E.G. zu hoch geworden war. Die beteiligten Banken haben, ohne es zu wollen, einander die Käufer zugetrieben; denn das Publikum interessiert sich stets für das Papier, dessen Kurs noch die Möglichkeit neuer Chancen bietet. Der Effektenkäufer denkt nur selten daran, daß nicht er allein die Fäden des Geschäftes in der Hand hat. Wirk-samer als seine Nachfrager und sein Angebot sind aber die Schiebungen, die hinter dem Wandschirm vorgenommen werden. An der Spitze der großen Elektrizitätsfirmen stehen Persönlichkeiten von hoch über das Mittelmaß hinausragender Kapazität. Männer wie Rathenau und Deutsch, Wilhelm von Siemens und Berliner wissen wohl, wann die Zeit gekommen ist, die Börse Moses zu lehren. Das kann man ja, ohne sich selbst auf Börsentransaktionen einzulassen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat den Anspruch auf eine Sonderstellung. Emil Rathenau hat von je her eine Dividendenpolitik getrieben, die ihm den Tadel aller mehr auf hohe Dividenden als auf starke Rücklagen bedachten Aktionäre eintrug. Vielleicht sah er die Tage voraus, die den Kampf Aller gegen Alle bringen und den Sieg dem Stärksten lassen würden. Es ist kein Geheimniß (ich sprach hier schon davon), daß die A.E.G. in der Annahme von Aufträgen auf eine splendid isolation (in des Wortes eigenster Bedeutung) hält. Eine untere Grenze in der Fixierung der Preise giebt es für diese Gesellschaft kaum; und der Vorwurf der Preisunterbietung hält

ihr von allen Seiten entgegen. Man könnte meinen, daß sie sich auf diese Weise den Weg zum Monopol bahnen wolle; denn nur ganz kräftige Firmen halten ein solches Rennen auf die Dauer aus. Schließlich wird sich einmal zeigen, wo die finanzielle Konstruktion der Elektrizitätsgesellschaften in gesundem Boden ruht. Neben der Fabrikation betreiben die großen Firmen auch die Finanzierung von Tochtergesellschaften. Das läßt sich nicht vermeiden; aber erst eine Kraftprobe kann den Beweis dafür erbringen, daß nicht in die Luft gebaut worden ist. Nicht jede Voraussicht hat sich schon jetzt als richtig bewährt. Die Gründung der Elektrobanken blieb bis heute ein Theorem. Man wollte Bedürfnisse schaffen, um sich die Zufuhr neuer Aufträge zu sichern. Das Ergebnis ist auf dem Papier geblieben. Als die A-G mit ihrer Treuhandgesellschaft auf dem Plan erschien, fürchtete man allzu schnelle Nachahmung. Und so geschah's. Die Elektrobanken sind da, müssen ihr Kapital verzinzen und warten auf Geschäfte. Ob sie kommen werden? Wann sie kommen werden?

Die Fachleute sagen, daß es der Elektroindustrie recht gut gehe. Verschieden wird nur, wie oft die Preise schlecht sind. Mit der Errichtung von Ueberlandcentralen war ein wichtiger Schritt gethan. Vielleicht aber waren manchmal die hohen Kosten der technischen Einrichtungen übersehen worden. An Warnungen, die kleine Firmen von dem Bau solcher Centralen fernhalten wollten, hats nicht gefehlt. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Elektroindustrie ist viel größer, als sie heute zu sein braucht. Der elektrische Betrieb auf Fernbahnen ist in den letzten Jahren so oft als Hausmotiv verwandt worden, daß es fast schon Anstandspflicht der Eisenbahnverwaltungen wäre, mit der Elektrifizierung endlich einmal Ernst zu machen. Ein hoher preussischer Eisenbahnbeamter sagte mir, die Sache werde erst in Schwung kommen, wenn Bayern mit seinem Riesenkraftwerk am Walchensee fertig sei. Das soll die Probe auf's Exempel werden. So weit sind wir aber noch lange nicht; die bayerische Regierung denkt einstweilen nicht an den Bau der Centrale. Auch ist's mit der Errichtung des Werkes allein nicht gethan. Die Hauptsache wäre doch die Einführung des elektrischen Betriebes auf der Eisenbahn; und dazu sind große Umbauten nöthig. Das Ausland ist in der Verwendung elektrischer Kraft noch nicht so saturirt wie die gewerblich hochstehenden Staaten Mitteleuropas. Deshalb schweift der Blick gern in überseeische Länder. Escomptirt werden solche Wünsche im Kurs der Aktien der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft, die ihre starke Finanzierung durch rentable Unternehmungen in Chile und Argentinien rechtfertigen soll. Bei dieser Gesellschaft kommt als stimulirendes Mittel noch die Kunde hinzu, daß Argentinien bei den bevorstehenden Jubiläumsfesten eine Unmenge Elektrischen Lichtes verbrauchen wird. Das ist beschlossen. Eine Dauerillumination, die der Gesellschaft einen sehr großen Extragewinn sichert. In diesem Fall handelt sich also nicht nur um Hoffnungen. Doch auch die würden unter dem Wind, der jetzt weht, genügen. Man glaubt gern, was man wünscht; und die Börse war in dieser Art von Betätigung ihres Willens zum Leben immer sehr stark.

Das hat sich in der spekulativen Verwerthung kolonialer Begeisterung wieder gezeigt. Die letzten Wochen waren reich an Enttäuschungen; aber die Stimmung bleibt à la hausse. Weder die Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südafrika noch der Niesenreinfall mit der South African Territories Ltd. hat der Tendenz wesentlich geschadet. Vielleicht glaubt man an den Stern des Herrn Schlutius aus Karow, der sich als eben so originellen wie offen-

herzigen Mentor des Publikums auf dem Kolonialmarkt eingeführt hat. Ein deutscher Thomas Lawson: er hat das Inseerat zum Vermittler zwischen sich und dem an Kolonialpapieren interessirten Kapital gemacht. So erfährt man, welche Meinung Herr Schlutius hat und was er zu thun oder zu unterlassen gedenkt. Neu zum Wenigsten ist diese Gatte. Nicht gerade sehr geeignet, dem fremden Mann Sympathien zu wecken. Merkwürdig bleibt jedenfalls, daß solche Absonderlichkeiten immer da sichtbar werden, wo der Zeitgenosse Dernburg über die Erde schritt. Da giebt keine ruhige Entwicklung. Effekte, Paukenschläge; das ganze Drama scheint da nur aus Mißschlußwirkungen zu bestehen. Ein Zeichen von robuster Gesundheit wird doch wohl kein kühler Beurtheiler in dem jäh aufgelaufenen Kolonialfieber sehen. Die Gründung der Kharna Exploration Company, einer Untergesellschaft der Territorios, ist Beweis genug für die Zähigkeit der führenden Spekulanten, die offenbar nicht daran denken, das ergiebige Gebiet der Kolonien schon zu verlassen.

Lange genug hat es gedauert, bis unsere Offiziele zu dem Treiben im Winkel der Kolonialpapiere Stellung nahmen. Ich sagte hier schon, daß die Anttheile der verschiedenen Kolonialgesellschaften im freien Verkehr, also ohne amtliche Kursnotirungen gehandelt werden. Das Geschäft wird in den Räumen der Börse geduldet, ist aber nicht offiziell zugelassen. Nun entstand die Frage, ob es opportun sei, über die täglichen Vorgänge im Reich der „Sezession“ zu berichten und die Preise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, die für die einzelnen Papiere geboten und bezahlt wurden. Die Finanzpresse hat sich dieser Aufgabe unterziehen zu müssen geglaubt, ist aber über die Wiedergabe annähernder Geld- und Briefkurse nicht hinausgegangen. Wegen dieser Art der Berichterstattung läßt sich um so weniger einwenden, als die Notizen keineswegs immer darauf gestimmt waren, die Meinung des Publikums zu Kolonialpapieren werden. Da der Handel in den Räumen der Börse geduldet wird, so kann man ihn der Oeffentlichkeit kaum vorenthalten. Der Staatskommissar an der berliner Börse hat aber den Zeitungen mitgetheilt, daß eine Veröffentlichung regelmäßiger Berichte über den Handel in Kolonialpapieren gegen die Bestimmungen des Börsengesetzes verstößt, die die Publizierung von Kurszetteln aber nicht zum Börsenhandel zugelassene Papiere verbieten. Das Börsengesetz will verhindern, daß Papieren, die das Privilegium der offiziellen Börsennotiz nicht besitzen, der Charakter gültiger Börsenwerthe beigelegt werde. Diese Absicht ist gewiß zu unterstützen; aber nach dem Gesetz handelt es sich nur um Kurslisten, nicht um Berichte über Vorgänge auf einem bestimmtem Marktgebiet. Würden solche Mittheilungen ganz unterlassen, so wäre damit noch keine Gewähr für ein Abheben der spekulativen Fluth geboten. Die Geschäfte würden im geschlossenen Raum der Bankfirmen gemacht, die sich mit dem Handel von Kolonialantheilen befaßten, und dann wäre erst recht jede Kontrolle unmöglich. Wenn die amtlichen Stellen von Anfang an mit der erforderlichen Zurückhaltung die Kolonialwuth behandelt hätten, wäre die vom Staatskommissar jetzt für zweckmäßig gehaltene Maßregel überflüssig gewesen. Die Unterlassungsünde läßt sich nicht dadurch wieder gut machen, daß man auf einmal das ganze Licht abdrehet und den Leuten sagt: „Seht, wie Ihr Euch im Dunkel zurechtfindet!“ Die gesunde Reaktion gegen das ungesunde Treiben der Kolonialspekulanten, vor dem hier schon gewarnt wurde, als der Himmel überall noch voll Weigen hing, wird schließlich nicht ausbleiben. Aber von Amtes wegen kann man heute dieses häßliche Treiben nicht mehr aufhalten. Von.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: **Ulricus**,
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Junge Leute tragen Salamanderstiefel, weil sie den Fuss hübsch kleiden, alte Leute tragen sie, weil sie bequem darin gehen.
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H.

Einheitspreis M. 12.50

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Luxus-Ausführung . . M. 16.50

Stuttgart — Wien I — Zürich

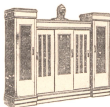
Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken Drogerien.

Schultheiss-Bier

verdankt sein Renommee
seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel
für Büro und Herrenzimmer



Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogteiplatz 12

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Deutsches Theater

Freitag, den 10., Sonnabend, den 11., Sonntag,
den 12., Montag, den 13./9. 8 Uhr.

Faust.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73.

8 Uhr.

Täglich: Durchschlagender Lacherfolg!

Prinz Bussi.

Schwank mit Gesangs- und Tanz-Parties.

Geb. Herrnfeld Theater

Frau Elkam's Friseur

hierzu

Meine-Deine Tochter

Beide Komödien mit den Autoren Anton und
Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Deutsches Theater. Kammerspiele.

Freitag, den 10., Sonnabend, den 11., Sonntag,
den 12., Montag, den 13./9. 8 Uhr.

Die Sünde.

Ensemble-Gastsp. d. „Neuen Schauspielhauses“
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Sonnabend, den 11./9. **Der Mitmensch**
8 Uhr.

Sonntag, d. 12./9. Nachm. 3 U. 2 mal 2 = 5.

Sonntag, d. 12. Montag,

den 13./9. 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Operetten-Theater

Täglich 8 Uhr abends:

Die Dollarprinzessin

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

In Deutsches Theater finden in der kommenden Woche jeden Abend Aufführungen
von Goethe's „Faust“ statt. Am Sonntag, den 12. September wird nachmittags 3 Uhr eine
einmalige Darstellung des im Sommer mit so grossem Erfolge über 40 Mal auf-
geführten Schauspiels „Ketten“ bei ermässigten Preisen stattfinden.

Die Schilager aus dem Schwank „Prinz Bussi“, der im Thali-Theater am 9. Sep-
tember, am Tage des 10jährigen Direktions-Jubiläums, welches die Direktion Kren und
Schönfeld begeht, seine 25. Aufführung erlebt, sind in erster Auflage bereits ver-
griffen; namentlich das Ständchen: „Bussi, Bussi, komm doch nicht so spät“, „Sind Sie
nicht das Mädchen von Kempinski?“, „Perlen im Glase“, „Die kleine Madame Stenzel-
und „Grüss mir das Brandenburger Tor“. Die Verlagsfirma Bote & Bock hat von diesen
Nummern eine neue grössere Auflage herausgegeben.

Im Kleinen Theater gelangt in dieser Woche bis einschliesslich Freitag allabend-
lich Ludwig Thoma's Komödie „Moral“ zur Aufführung. Am Sonnabend, den 11. d. Mts.
geht Richard Dehmel's Tragikomödie „Der Mitmensch“ erstmalig in Szene und wird am
nächsten Sonntag und Montag Abend wiederholt. Am Sonntag, den 12. d. Mts. Nachmittag
wird Gustav Wied's Lustspiel „2 mal 2 = 5“ gegeben.

Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Insertionspreis für die 1 spaltige

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Täglich 11 bis 2 nachts.

Direktion: Rud. Nelson

Rud. Meinhard a. G.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neubauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag,

Donnerstag, Sonnabend

Die Königin
der CIGARETTEN
JASMATZI
ELMAS
„Goldmundst.“



N^o 3 4 5
Preis: 3 4 5 Pfg. das Stück.
in eleganter Blechpackung.



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9–7 Uhr.

Eintritt 1 M.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

Das Bild. Monatsschrift für photo-
graphische Bildkunst.

Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.

— Probehefte kostenlos —

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Literarische Anzeigen.

FÜR KUNSTFREUNDE

2.50

kostet das mit ca. 140 meist ganzseitigen
Abbild. und farbig. Beilagen ausgefaltete
Oktober-Heft der Darmstädter Zeitschrift

DEUTSCHE KUNST
UND DEKORATION

ES ENTHALT:

Malerei · Plastik (J. Diez, E. Orlik, H.
Unger, F. Meyner) — Landhäuser · Wiener
Innenräume. — Gartenmöbel von Schultze-
Naumburg — Keramik und Porzellane —
Tafelgläser · Wiener Schmuck · Buchein-
bände und ornamentale Entwürfe · Buch-
schmuck · Stickereien · Plakate · Kunst-
Photographien und viele Textbeiträge.

VERLAGS-ANSTALT
ALEXANDER KOCH-DARMSTADT

Verlangen Sie das neue Heft: **MINIATURHEFT 3** mit
60 Abbild., bei Bezug auf dieses Inserat unberechnet.

Neu erschienen d. 3. Auflage von

Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit Ghs. v. R. Schmidt.
500 Seit. br. 12 M. Geb. 14 M.Dasselbe **Liebhaber-Ausgabe** nur in
25 Expl. gedr. 20 M., Pergfbd. 30 M.Inhalt: I. Allgem. Teil. II. Die d. Liebesgötter. III. Der
Verkehr m. Mädchen. IV. D. verheirat. Frauen. V. D. heiml.
Frauen. VI. D. Heirats. VII. D. Scheidungs.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M. Geb.
11½ M. Lux.-Ausg. 20 M.Ausführliche Prospekte gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Achaffenburgerstr. 15 f.

Jede Interessent verlange
den Künftlich ausgestellten
Muster-Fahrer für Saison 09/10.

Die kommende Mode!

Verfasser

Schriftstellern

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

: Autoren :

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im
eigenen Interesse die Konditionen des alten
bewährten Buchverlags sub. Z. J. 86. bei
Haaseenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Bei Neuung eines Blattes
umgesetzt und postfrei von
Barnes Moderverlag, Bremen.

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke im
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender
Tendenz, Publikationsmöglichkeit. An-
fragen mit Rückporto unter L. E. 4166,
an Rudolf Mosse, Leipzig.

Nacht



Eine kritische Studie
von Richard Ungewitter

Die schwierigsten Probleme unserer Zeit: Prädelle, Schandegriff, sexuelle Aufklärung, doppelte Moral, Prostitution, Geschlechtskrankh. ufm. werden auf 130 Seiten mit

62 Abbildungen

ernst und frei erörtert und für Nactheit und natürliche Moral eingetreten. Für jeden Gebildeten, junge Eheleute u. solche, die es werden wollen, von hohem Werte. Hunderte von begeisterten Zuschriften! 20. Tausend erschienen. — Zu beziehen durch jede Buchh. od. gegen Einsend. von M. 2.20 für das gebundene, M. 3.70 für das eleg. gebundene Buch portofrei von

H. Ungewitter, Verlag, Stuttgart 12.



Menschwerdung

Ein Blatt aus der Schöpfungsgeschichte. Von Dr. L. Wilser. Mit 28 Abbild. 21.—30. Tausend. 144 S. Inhalt: Abstammung — Der Vornensch — Der Urmensch — Ausblicke; Sprache, Naturerleuchtung und Artenbildung, Rassenkampf, Fortpflanzung, Zuchtwahl. — Zu beziehen durch jede Buchh. oder gegen Einsend. von M 1.20 für das geb., M 1.80 für das geb. Buch von Stracker & Schröder, Stuttgart - G. J.

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von Georg Brandes.

6 Bde. 9. Aufl. 05. 25 M. Leinwbd. 30 M. Dasselbe: Wokht. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde. Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage 580 Seiten 10 M., Leinwbd. 11.50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sittegeschichte. Werke gratis franko.

H. Borsdorf, Berlin W30. Kochstrasse 161.

Gegen den Krieg

Der Zug Roschdestvenskis gegen Japan künstlerisch dargestellt



A. H. v. KOHL. Im Palast der Mikroben 3 Bde. M. 10.50, geb. 12.75 In allen Buchhandlungen

Haupt & Hammon, Leipzig.

*Ungewitter
das Leben*

erörtert Dr. A. Daiber in dem Buche „Ein Jahre Freimaurer“, 82 S. Gegen Einsendung von M 1.10 franko von Stracker & Schröder, Stuttgart - G. J.

Ein akademischer Künstler

wird zur Illustrierung eines

Märchens

gesucht. Näheres durch die Anzeigenverwaltung der Zukunft, Berlin SW 68.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wanneseebahn)

(Heilmethode Dr. Lahmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschütz. Lage. Zeitlig. Frühling, mäßig. Sommer temp. Prospekt gratis. Tel. 1151 bei Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Dr. Möller's Sanatorium

Rochitz, Dresden-Loschwitz. Prospekt

Diätet. Kuren nach Schroth.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpf. 1a. Ref. b. i. d. höchst. Kreisen. **G. Haucke** in **Sophienhöhe**, 2 km von Bad Harzburg.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterlunbader, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskrankh.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Bilz'
Sanatorium
**Dresden-
Radebeul**



3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospekte frei!

Bad

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt Krodos heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze;

Genesung!

JH. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Brunnen-broschüre frei durch

Herzogl. Badekommissariat

Kurselt 15. Mai bis 15. Oktbr.

Harzburg.

Westerland

25000 Besucher •

Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die **Bad-direktion Westerland** u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnankunftsstellen.

Tantallampe



**Für alle
Stromarten**
 20-240 Volt
 5-50 Kerzen
hohe Stromersparnis
überall erhältlich!



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Versch.-Bestand
M. 860 Millionen.

— Gegründet 1854. —

Seither erzielte Überschüsse
M. 167 Millionen.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter). Dem Aufsichtsrat der Bank hat in seiner Sitzung vom 27. Mai 1909 der Jahresabschluss für 1908, dem 54. Geschäftsjahr, vorgelegen. Derselbe weist folgendes aus: Es sind in 1908 10,785 neue Anträge über Mk. 79,068,670 Versicherungssumme bei der Bank gestellt worden. Zur Annahme gelangten 8003 Anträge, für welche Versicherungsscheine (Polizen) über Mk. 62,571,450 Versicherungssumme auszufertigen waren. Nach Abzug der durch Tod, Ablauf und Aufgabe erloschenen Versicherungen ergab sich ein Reinzuwachs an Todesfallversicherungen von 5196 Polizen mit Mk. 41,177,268 Versicherungssumme. Das ist der höchste von der Bank seit ihrer Gründung erreichte Nettozuwachs. Mit Einschluss der Altersversicherungen belief sich der gesamte Versicherungsbestand auf 135,090 Polizen mit Mk. 860,054,515 Versicherungssumme. — An Prämien wurden Mk. 31,5 Millionen (gegen Mk. 31,8 Millionen im Vorjahr) vereinnahmt und der Zinsenertrag aus den Vermögensanlagen der Bank stellte sich auf Mk. 11,9 Millionen (im Vorjahr Mk. 11,1 Mill.). Auszuzahlen waren an Versicherte für fällige Versicherungssummen und Rückläufe Mk. 17,0 Millionen. Die Prämienreserve erfuhr eine Vermehrung von Mk. 15,5 Millionen. Die Sterblichkeit lieferte eine Ersparnis von Mk. 3,1 Millionen. Für Verwaltungskosten wurden nur 5,22% der Jahreseinnahme (im Vorjahr 5,31%) verausgabt. Auf Mk. 11,075,002 bezieht sich der für die Todesfallversicherten erzielte Überschuss, von welchem Mk. 10,684,507 in die Dividendenreserven der Versicherten flossen. Mk. 195,339 wurden der allgemeinen Reserve zugeschrieben, die dadurch auf Mk. 7 Millionen angewachsen ist. Um Mk. 66,246 wurde die Kursausgleichsreserve erhöht und Mk. 100,000 wurden zur Verstärkung des Pensionsfonds der Beamten verwendet. Das Bankvermögen erhöhte sich auf Mk. 316,216,368; darunter befinden sich Extra- und Dividendenreserven in Höhe von Mk. 99,981,723.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen Prospekte bei vom

Bureau für wissenschaftliche Handschriftendruck,
Magd. Thumm-Kintzel, Gross-Lichterfelde-Süd, sowie von Eugen Diederichs Verlag,
Jena, über **Grete Meisel-Hess, Die sexuelle Krise,**
worauf wir unsere werten Leser besonders aufmerksam machen.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 Cl.
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Verlob., Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Plätz. d. Erde.

DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKUNFTE
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Pischinger-

Nach dem Originalrezept des Erfinders. Die Torte hat einen ausgezeichneten Geschmack und ist wegen ihrer eigenartigen Füllung, selbst im Anschnitt, monatelang haltbar, ohne an ihrem feinen Geschmack d. geringste einzubüssen, wofür ich garantiere.



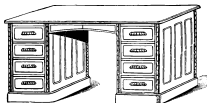
Torte. Wiener Spezialität

Vornehmstes Geschenk zu all. Gelegenheiten. Belieb. Aufschriften kostenlos. Versand nach allen Ländern. Preis inkl. Porto u. Verpackung 4, 5, 6, 8, 10, 12, 15 Mk. gegen Nachnahme oder Vereinsendung des Betrages auch Briefmarken.

Konditorei „Pischinger“ in Auerbach i. V. Nr. 138. Größtes Tortenversandhaus Deutschlands. (Ständige Lieferungen an glückliche und künftliche Höfe.)

Carl Graeger Sekt

HOCHHEIM A M.



A. Heinemann & Co.

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.

Rechenmaschinen

UNITAS

 Vorführung
 Prospekte gratis

TIM

Ludwig Spitz & Co., G.m.b.H.

BERLIN SW., Puttkamerstr. 19. Tel. VI, 7843.

Terrain-Aktiengesellschaft Kleinburg zu Breslau.

Mark 1100 000 Aktien

der

 Terrain-Aktiengesellschaft Kleinburg
zu Breslau

1100 Stück Aktien à 1000 Mk. No. 1—1100

 sind zum Handel und zur Notiz an der hiesigen Börse zugelassen worden und wurden von
 mir in den Verkehr gebracht.

Berlin, im September 1909.

S. L. Landsberger.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.

Die Cigarette des Gourmet:

Salem Aleikum

Keine Ausstattung, nur Qualität!

 Preis: $\frac{3}{3\frac{1}{2}}$ $\frac{4}{4\frac{1}{2}}$ $\frac{5}{5\frac{1}{2}}$ $\frac{6}{6\frac{1}{2}}$ $\frac{8}{8\frac{1}{2}}$ $\frac{10}{10\frac{1}{2}}$ Pfg à 51k

Echt mit Firma

Orientalische Tabak-

u. Cigarettenfabrik

Inhaber: Hugo Zietz,

„Yenidze“

Dresden



Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

South African Territories Ltd.

LONDON.

Mitteilungen werde ich von jetzt an in den Besprechungen der Teilhaber (shares - Besitzer) zur Kenntnis bringen. Teilhaber sind diejenigen, die in den Büchern der Gesellschaft in London als solche eingetragen sind.

Die Emission der shares der Kharas Exploration Company findet nicht statt, weil ein Unternehmen, das sich die Erforschung der Bodenschätze zum Ziele setzt, den öffentlichen Geldmarkt nicht in Anspruch nehmen soll.

Die Kharas Exploration Company ist bereit, unbeschadet ihrer eigenen Tätigkeit, von anderen auf Territories - Gebiet bereits entdeckte Mineralien-Funde in Gemeinschaft mit ihnen auf Abbaufähigkeit zu untersuchen und zu diesem Zweck Gesellschaften zu bilden.

Wie schon früher mitgeteilt, bin ich Besitzer von über 150 000 shares der South African Territories. Der Wert der shares dieser Gesellschaft hängt nicht von den Kursschwankungen an der Börse ab, wo der Verkauf oder Einkauf von wenigen hundert shares auf den Markt Einfluß ausübt, sondern von dem Vorhandensein der Bodenschätze, Land- und Geldbesitz und sonstigen Rechten.

Die Kursschwankungen sind nicht die Folge meiner Veröffentlichungen, sondern die Folge von Blanko-Angebot und Blanko-Ankauf.

Ich habe mich überzeugt, daß die englische Verwaltung der South African Territories den Glauben an die Richtigkeit der gemeldeten Diamantfunde haben musste. Die Nichtbestätigung derselben hat die englische Verwaltung ebenso überrascht, wie die shares-Besitzer. Als zwei Stunden nach Unterzeichnung des Abkommens über die Abtretung der Minenrechte das Kabeltelegramm mit der Nichtbestätigung der Funde eintraf, stellte mir die englische Verwaltung frei, den Vertrag zu annullieren, was ich nicht tat.

Die Repräsentanten in Deutschland für die South African Territories Ltd, London und die Kharas Exploration Company Ltd, London, sind:

Westdeutsche Thomasphosphat-Werke

G. m. b. H.

BERLIN W., am Karlsbad 17.

Weder die South African Territories noch die Kharas Exploration Company. haben mit der Anglo-German Territories Ltd, London irgend etwas gemein.

Man kann sich als guter Deutscher dem nicht entziehen, daß es ratsam ist, die Erfahrungen der Engländer zu benutzen, um unkultivierte Länder gewinnbringend zu erschließen, besonders, wenn vertraglich Rechte ihnen zustehen. Notwendig ist ein Aktiengesetz, welches Teilhaber schafft und keine Gegensätze, Blanko - Angebot und Blanko - Ankauf ausschließt und dem Volke ermöglicht, teilzunehmen an der Erzeugung von Werten durch Kapital.

Die nationalen finanziellen Mittel können international vereinigt werden als Teilhaber an denselben Werken.

Teilhaber sollten auch Frauen sein.

Meine öffentlichen Meinungen bezweckten, das Vertrauen der Shares-Besitzer in ihrem Besitz herzustellen.

Der dunkle Erdteil ist die mangelnde Erkenntnis.

Sanct Blasien, 2. September 1909.

Johannes Schlutius, Karow, Mecklenburg.

Terrain-Aktiengesellschaft **Müllerstrasse** **zu Berlin.**

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei mir erhältlichen Prospektes sind

Mk. 2,700,000.— vollgezahlte Aktien
der

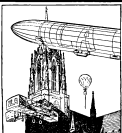
Terrain-Aktiengesellschaft Müllerstrasse

Stück 2700 Inhaber-Aktien à 1000 Mark No. 1—2700

zum Handel und zur Notierung an hiesiger Börse zugelassen worden und wurden von mir in den Verkehr gebracht.

BERLIN, im August 1909.

Samuel Zielenziger.



**INTERNATIONALE
LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG**
EXPOSITION AERONAUTIQUE
JULI-SEPTEMBER
FRANKFURT 1909

Bei günstiger Witterung in Betrieb:
**Freiballons, Flugmaschinen,
Motorballons.**
(Clouth, Parseval, Zeppelin).
Wettbewerbe: 200000 Mk. Preise.

**PHOTOGRAPHISCHE
APPARATE**

von einfacher, aber
solider Arbeit bis zur hoch-
feinsten Ausführung sowie
sämtliche Bedarfs-Artikel zu
sehr billigen Preisen. Appa-
rate von M. 4.— bis M. 600.—.
Illustr. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber Wiesbaden Z



**Gegen
Monatsraten**

Uhren aller Art, Gold-,
Silber-, Allende- und Kupferwaren,
Grammophone, Musikboxen, optische Ar-
tikel, feine Lederwaren, Rottler etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 231

Vertragssfirma der meisten Ge-
werkschaften-Verbände.
Auf alle Uhren 2 Jahre
Garantie.



**Herz
Stiefel**

mit dem Herz
auf der Sohle

• **Hetaera-Krema** •
(Name ges. gesch.)
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.
Hetaera-Hand-Krema
nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pfg.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.



KALASIRIS

Korsett-Ersatz für Gesunde! Leibbinde für Krankel
Epochemachende Neuheit!
Patentiert in allen Kultur-Staaten.

Idealster, alle hygienischen Anforderungen erfüllender Korsett-Ersatz.
Macht hochelegante, der neuesten Mode entsprechende, schlanke Figur,
ohne Einschränkung in der Taille; beseitigt Plettlieb und starke Mühen.
Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Auskunft von
Kalasiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip
Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
somit gerade Haltung des Be-
lastete Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren und Frauen gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Massang.:
Erststump, mässig stramm, dicht unter den Armen
gemessen. — Für Damen ausserdem Taillenweite.
Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!
Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchl., Hamburg 94.




M. Markiewicz

Friedrich-Strasse 110-112

Verkaufsräume im Passage-Kaufhaus II. Etage

Ganz besondere Gelegenheitskäufe

Möbel

Teppiche

Mehrere fast neue hochelegante Wohnungs- und Zimmereinrichtungen,
welche nur kurze Zeit an Gesandtschaften, sowie vornehme Fremde ver-
mietet waren, denen der Gebrauch überhaupt nicht anzusehen ist, sind
zu ganz aussergewöhnl. billigen Preisen zu verkaufen

Darunter:

Mehrere Salons in eleganter Ausführung,
feinstem französischem
Geschmack

Mehrere Herrenzimmer mit grossen und
mittelgrossen
Büffets, gedieg. Lederstühlen etc.

Mehrere Herrenzimmer mit Ledersofas,
Klubsesseln, Bi-
bliotheken, Gewürschränken, Diplo-
maten-Schreibtischen etc.

Ferner

Einzelne Fremden-Zimmer und Möbel für Sommer-Wohnungen

sowie einzelne Büffets, Tische, Schreibtische, Umbauten, Stand-
uhren, Lederstühle, Klubsessel in echt Leder, Korridormöbel,
Garderobenschränke etc.

Ausserdem etwa

**40 verschiedene neue hochelegante
und gediegene Schlafzimmer-Ein-
richtungen** meiner eigenen Spezial-
fabrikation, welche im
Press ganz bedeutend herabgesetzt
sind und im Zwischenhandel nirgends
so billig abgegeben werden können
wie von mir als direktem Fabrikanten

**Folgende Gardinen, Teppiche und dergleichen
sind im Preise etwa 20—40 % ermässigt:**

- | | |
|---|---|
| 1. Restbestände von Gardinen,
Stores, Bettdecken, Stepp-
decken, Tischdecken, Chaise-
longue-Decken, Bettvorlagen,
Läufer-, Portièren- und
Möbelstoffe | 3. Echt orient. Teppiche in jed.
Grösse, f. Qualität |
| 2. Ueber tausend deutsche Teppe-
piche guter Qualitäten in
allen Grössen | 4. Echte Kelims, Djidjims, klein.
Gebetteppiche |
| | 5. Metallbettstellen in enormer
Auswahl, alle Preislagen von
6,50 M. an |

**Gekaufte Möbel, Teppiche etc. können kostenfrei bis zum Abruf
lagern, falls die Gelegenheit schon jetzt wahrgenommen wird**

MORPHIUMEntwöhnung absolut zwang-
los und ohne Entwöhnungs-
schmerzen. (Ohne Spritze.)**Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.**
Moderates Spezialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****„KANZLER“**beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**Trägerin der **Meisterschaft von Deutschland**

(Siegungen im Weltkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!**I Grand Prix!**

16 Anschläge pro Sekunde! • 20 Durchschläge auf einmal! • Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

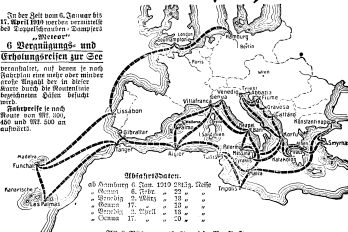
Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

Am 11. 8/13

Siedlung & Belgard

Am 11. 8/13

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 6a vis-à-vis Hotel Esplanade

Salon eleganter Pariser Toiletten**Mittelmeerfahrten**In der Zeit vom 6. Januar bis
11. April 1910 werden vorerst
bei Toppelschrauben-Dampfern
„Meteor“**6 Vergnügungs- und
Erholungsreisen zur See**bezeichnet, auf denen je nach
Fahrplan eine mehr oder minder
große Anzahl der in dieser
Karte durch die Routenlinie
bezeichneten Häfen besucht
wird.Fahrpreise je nach
Route von Mk. 100,
450 und Mk. 500 an
aufwärts.

Auch Neger enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie,

Hamburg

Vergnügungsreisen,

Hamburg.



Berliner
Sitzmöbel-Industrie G.m.b.H.
Berlin C9, Neue Promenade 11.
— Grösste Spezialfabrik —
für
**Ledermöbel, Clubsessel,
Clubsofas, Lederstühle**
Musterbuch gratis.

Restaurant Zoologischer Garten

Für die kommende Winter-Saison empfehlen wir unsere
Festsäle (für kleinere Gesellschaften von 30—60
Personen an, bis zu 1000 Personen fassend)
für Hochzeiten, Diners, Soirees, Kommerse etc.
Für Vereine günstige Arrangements



D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1½ Stunde) durch
das Schwarzwald
drahtet:

**Huebner,
Schwarzburg**

„Ferabin“-Handlampen mit Trockenbatterien

D. R. P.
und D. R. O. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden

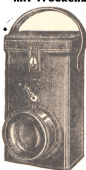
ununterbrochen

It. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratori-
ums in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolpl. Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.



Ehe-schliessungen **England**
rechtsgültig, im
Pasp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Sommeraufenthalt. Im herrlichen Zackental!

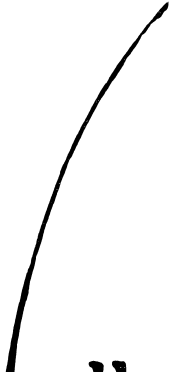
Wohnung, Verlegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, Tg. 21.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische Rekonvaleszenten-Zustände,
Dilatische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, neidholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration in
Berlin SW., Moeckernstrasse 118.



Henkell Trocken